



Im Buchenhof.

Eine oberösterreichische Erzählung

von
Fanny Kaltenhauser.

2

3.

Der Hannesbretter vom Buchenhof — sein Name war eigentlich Johannes Rigner — hielt heute, am ersten Sonntag nach Jakobi, seine Hochzeit. Er hatte seit Jahr und Tag um eine saubere Witib — die Besitzerin des sogenannten Hinterlehnergutes — gefreut, jedoch bisher mit der Heirat warten müssen, da der Buchenhofener keinen Ersatz für den tüchtigen, braven Burschen gefunden, der schon seit seiner Jugendzeit auf dem Buchenhof weilte, zuerst als Hütterjunge, bis er allmählich zum Grobknecht vorgerückt war. — Nun hatte er es sich eilig gemacht, seine Herzallerliebste heimzuführen. Sie war auch so voll Freude gewesen, seine Resi, als er ihr die Botschaft gebracht hatte, es wäre auf dem Buchenhof ein neuer Knecht eingestanden, der dem Bauer überaus gut passe anstatt seiner — und somit wäre die Zeit da, wo er Ernst machen könne.

Die Franzl mußte die Zubrout machen; so war es lange vorher schon bestimmt worden. Da stand sie nun in der schönen Stube, und die Juli, die Großmagd, legte eben den langen Rosmarinzweig um die breiten, am Hinterkopf aufgesteckten Flechten. Dann nahm sie behutsam die schwere, funkelnde Goldhaube von der bunt bemalten Truhe auf und hob sie auf das junge Mädchenhaupt. Die Franzl rückte dieselbe auf dem Kopfe zurecht, bis sie einen guten Halt gewann.

„Na, bist du aber ein schönes Dirndl, Franzl!“ brach da die Magd in heller Bewunderung aus. „So ein Gesichtl, ein feines, das paßt gerad' zu der Goldhauben! Da muß sich eine jede verstecken, wenn du kommst! Deine glänzenden Augen und die vielen Goldplatterln auf der Hauben, das funkelst ja, daß eines frei blind werden muß.“ Und schalkhaft lächelnd, aber ganz harmlos sprechend, fügte sie hinzu: „Da darfst du der Venz schon ein Paar gute Augen mitnehmen, mein' ich.“

Wenn die Juli erwartet hatte, daß die Franzl ein bißchen rot werden und verlegen dreinschauen würde nach diesen Worten, so sah sie sich getäuscht. Die Franzl bog sich nur ein wenig weiter gegen den kleinen Handspiegel, der sich auf der Truhe befand, vor und sagte dann ruhig: „Ah nein, der Venz, der hat was andres zu thun, als wie mich anzuschauen. Hab' noch nichts bemerkt, daß er sich gar so viel um mich kümmern thät!“

„Nicht?“ fragte die Magd lachend. „Ah geh, thu dich die Franzl nicht gar so verstellen! Wir wissen es ja doch alle, daß der Venz nur für dich Augen hat. Erst gestern in der Nacht hab' ich ihn gesehen, wie er unter deinem Kammerfenster langmüthig gestanden ist und hat alleweil hinaufgeschaut. Da kannst nichts reden dagegen, der ist in dich verschossen wie nicht leicht ein andrer.“

Die Franzl schien es der Magd überlassen zu wollen, in ihrem Glauben zu beharren oder davon abkommen zu wollen, sie sprach nicht ein einziges Wort, doch aus dem Spiegel schauten ihr mit einemmal ein Paar Augen entgegen, die plötzlich einen viel helleren goldigen Schein hatten als wie eine kleine Weile vorher.

Unten in der Stube warteten der Bauer, der Venz und die Rosl, die mittlere Dirn, auf die Haustochter. Und als diese in die Stube trat, eigen lieblich anzusehen in ihrer prächtigen Gewandung, mit dem hellblauen schweren Seidenkleid, der vielreihigen silbernen Halskette und der glitzernden Goldhaube angethan, da legte der Venz die Hand über die Augen und ein tiefer, bedrückter Atemzug entrang sich seiner Brust.

Der Buchenhofener aber schaute mit stolz aufleuchtendem Blick auf seine Tochter und meinte: „Dirndl, Gott segne dich in deiner Sauberkeit! Wenn sie sich heut nicht fast zerreißen, die Buben, um dich, nachher haben sie pures Wasser im Leib anstatt Blut. 's wird dir nicht schaden, mein Reden und meine Freud' mit dir!“



„Alles wird nun wieder grün!“

Originalzeichnung von C. Köhling.

Was die Franzi darauf sagte, davon hörte der Lenz nichts, denn er war eilig an dem Mädchen vorbeigegangen und stand im nächsten Augenblick in dem weiten Hofraum draußen neben dem Wägelchen, welches den Bräutigam und die Hochzeitsgäste vom Buchenhof vorerst zur Behausung der Braut bringen sollte. Mit rascher Hand nahm er die blaue, halb verschobene Decke vom Rücken des Schimmels, des Sattelpferdes, warf sie demselben von neuem über und strich die Falten glatt, so daß die Decke oben saß wie angewachsen.

Als die Franzi in das Gefährt stieg und der Lenz ihr dabei ein wenig half, damit das schwere Seidenkleid nicht so sehr zerdrückt wurde, trafen sich die Blicke der beiden. Mit fast zärtlichem Ausdruck schaute die Franzi erst auf den hübschen Burschen nieder, dann blickte es auf in ihren hellbraunen Augen wie in heißer, stummer, banger Frage.

Und in den Augen des Lenz wohnte eine namenlose Traurigkeit — in der nächsten Sekunde wandte er sich ab und sprang auf den Kutschbock hinauf.

Im Hinterlehnergute war die Wohnstube schon voller Leute, als der Bräutigam und seine Begleiter ankamen. Auch der Bergmeyer Peter, der den Zubrütigam heute machte, befand sich unter den Leuten. Die Franzi hatte denselben seit dem Johannistag nur auf dem Kirchgang hin und wieder gesehen, sie hatten kein Wort miteinander gesprochen seit jenem Abend. Nun ging sein Blick sogleich zu ihr, als sie eintrat, und ein jähes leidenschaftliches Aufblitzen in seinen Augen bewies, daß seine Liebe für sie die gleiche geblieben. Die Franzi kümmerte sich nicht um ihn, und als er dann vor sie hintrat und ihr die Hand zum Gruß entgegenstreckte, da befand sie sich erst eine Weile, ehe sie ihre Rechte in die seine legte. Für den Peter war dies Zögern, als hätte eines mit starkem Atem in das Feuer seines Innern geblasen. Eine jähe Bornesröte stieg ihm bis zur Stirn unter das Haar hinauf. „Bist eine trotzig Dirn!“ sagte er halblaut und drohend. „Aber wart nur, dein Troß, der kann noch zusammenfallen als wie ein Haus, das keinen festen Untergrund hat. Ist noch nicht der letzte Tag heut, wo wir beisammen sind, mein’ ich!“

Unwillig entzog ihm die Franzi die Hand. „Gieb mir einen Fried’, nachher kannst meinen, was du willst,“ sagte sie kalten, abweisenden Tones.

Der Peter hatte ein Lachen voll Triumph als Antwort. „Na, heut sind wir nicht so gleich fertig, wir zwei miteinander! Auf den heutigen Tag gehörs’ mein; weißt es ja so, daß ich Zubrütigam bin, und da hab’ ich heut ein Recht auf dich, und ich muß gefragt werden, wenn einer tanzen will mit dir.“

„Ah, das gilt nicht, ‘s ist der Vater bei mir, und ich stell’ mich unter seinen Willen, nicht unter den deinigen,“ versetzte die Franzi mit fester Entschiedenheit.

„Ah beileib’, ich lass’ mir mein Recht nicht nehmen! Dein Vater weiß den Brauch von da herum, und der hält sich nicht auf dagegen. So kannst nichts machen.“ Und lachend wendete sich der Peter ab und trat zu einem der Umstehenden. Gleich darauf wurde abgefahren — in den nächsten Markt zur Kirche. Im ersten Wagen saß der Peter neben der Braut und dem Buchenhof, welcher der Braut als Beistand dienen sollte. Im zweiten Wägelchen hatten der Bräutigam, die Franzi und der Lenz, welchen der Hannes zum Beistand gebeten, Platz genommen. Die eine, die noch vom Buchenhof mitgenommen, mußte in einem der andern Gefährte ein Plätzchen für sich ausfindig machen. Das gelang ihr denn auch bald. Der Wegscheider Sepp, der eben als einer der letzten unter die Hausthüre trat, hatte das ein wenig verlegen herumschauende Dirndl kaum bemerkt, als er auch schon eilig heranstapfte und fragte: „Na, was ist’s mit dir? Findst’st vielleicht keinen Platz für dich zum Mitfahren?“ Und als sie nickte, da griff er auch schon zu und hob das schwächliche Dirndl in sein zweifelhaftes Wägelchen. Die Rosl sträubte sich freilich aus Leibeskräften gegen diese widerrechtliche Verschlagnahme ihrer Persönlichkeit, doch sie saß flugs oben, der Sepp neben ihr, und dahin ging es in einem Sauf.

„Laßt mich nicht gleich hinunter, du lecker Hund! — Gleich laßt mich hinunter, Sepp! Ich bitt’ dich um alles in der Welt, laß mich vom Wagen!“ so jankte und flehte das Dirndl mitten in das Rasseln und Rollen des Gefährtes hinein. Der Sepp that, als höre er nichts. Mit der Zunge schmalzend und dazu mit der schönstieligen Peitsche leicht um den Kopf des Goldfuchsen herumfuchtelnd, fuhr er dahin. Bis auf einmal ein leises, heftiges Weinen neben ihm erklang und er mit einem jähen Ruck herumfuhr und dem Dirndl ins Gesicht schaute. „Ja, aber ha, Rosl, was treibst denn?“ fragte er erschrocken. „Bin ich dir denn so zuwider, daß du gar nicht mit mir fahren magst?“

Da brachte das Dirndl stoßweise unter heftigem Schluchzen, voll hellen Jammers hervor: „Rein einziges Dirndl hat eine Ruh’ vor dir — hat d’ Loisi Rahm

(Muhme) gesagt — einer jeden steigt nach, und einer jeden — thust schön! — Und eine Schand’ wär’ es schon — wenn man nur ein einziges Wörtel mit dir reden thät! — Und jetzt sitz’ ich mit dir allein auf deinem Wagen — so einen langen Weg! Mein Gott, was werden die Leut’ da reden? Leicht sagen sie, ich hätt’ mich gern da herausgeseht zu dir!“

In des Sepps Gesicht war, während das Dirndl derart offen aussprach, wie die Meinung der Leute über ihn war, langsam ein dunkles Rot gestiegen, und sein Blick hing starr an dem Peitschenstiel, den er zwischen den Fingern herumdrehte. Er sah aus, als schäme er sich. „So?“ sagte er langsamen, sehr gedehnten Tones. „A so reden die Leut’ von mir? So arg haben sie mich im Wandel, daß sie mich jetzt auch bei dir verschmäht haben? Ist doch frei nicht zu glauben! Weil ich ein paar Dirndln ein wenig schön gethan hab’, jetzt soll ich eine solche Nachred’ erleiden? Und soll’s erleiden, daß sich ein ordentliches Dirndl zu Tod’ schämt, wenn’s mit mir beisammen sein muß?! Sakra, was thu’ ich? Was thu’ ich da? Wie stell’ ich’s nur an, daß die Leut’ eine bessere Meinung bekommen von mir?!“

Der Sepp verstummte in seiner kläglichen Rede. Das Schluchzen neben ihm hatte schon seit einer Weile aufgehört. Und als er ein wenig später auffah und fragend das Dirndl anschaute, da sah er ihre hellblauen, noch thränennassen Augen schier mitleidig auf sich gerichtet. Sanftmütig sprach er sie da an: „Geh, Dirndl, geh, weißt denn keinen Rat für mich, daß ich herauskomm’ aus derer Klemm’?!“

Nur eine kurze Weile hatte das Dirndl dem Sepp in die Augen geschaut, dann hatte sich ihr Blick scheu auf ihre Schürze niedergesetzt, und da blieb derselbe haften. „Mußt halt keinem Dirndl mehr schönthun!“ lispelte sie endlich zaghaft. „Nachher wird das Gered’ schon wieder still werden.“

Der Sepp mochte gerade die Antwort erwartet haben; er nickte. Ein leichtes Schmunzeln in den Zügen lugte er die Rosl ein wenig von der Seite an. „Ja, das ist halt leicht geredet, aber viel schwerer gethan! Na du, die Buß’ ist mir doch ein wenig zu hart, die kann ich nicht auf mich nehmen.“

Ganz entsezt blickte jetzt das Dirndl auf. „Ja, aber geh, kommt dich denn das gar so hart an, daß du die Dirndln in Frieden laßt?!“

Der Sepp nickte mit einem schier schwermütigen Gesichtsausdruck. „Ist gewiß wahr, leicht nicht! Wenn ich ein sauberes Dirndl seh’, nachher fängt sich mein Herzel zu rühren an und zittert und ‚bagagt‘, daß mir ganz totenübel wird; so lang, bis ich hingeh’ zu dem Dirndl und red’ auf eine schöne Weis’ mit ihr. Nachher wird mir wieder gut und ‘s kommt eine Freud’ in mich, eine unbändige! — Na, da weiß ich mir schon gar nicht zu helfen, wie ich das anstell’ jetzt! Na, na, so was, aber so was!“

„Hinschauen thust nicht, wenn du einem Dirndl begegnest,“ meinte die Rosl eifrig.

„Na du, das geht nicht; ich muß schauen, ob ich will oder nicht,“ sagte der Sepp, den Kopf schüttelnd. Jetzt wußte sich die Rosl nicht mehr zu helfen mit dem Ratgeben. Sie sann eine Weile still für sich hin. Das schallhafte Lächeln, das um den Mund des lustigen, strammen Burschen zuckte, bemerkte sie gar nicht. Auf einmal faltete sie ihre beiden Hände im Schoß und sagte innig gläubigen, weichen Tones: „Ich seh’ es schon, ich muß zu unsrer lieben Frau beten für dich, auf daß dir die Dirndln nimmer so gut gefallen.“

Der Sepp wußte es nicht, war es die Frömmigkeit und Unschuld, der einfältig reine Sinn des Dirndls oder die zärtliche, liebevolle Besorgnis, die in ihrem Tone lag und ihr unbewußt die Reizung ihres Herzens verriet, aber er fühlte unter dem Eindruck der Worte das starke Wohlgefallen, welches er an der Rosl hatte, seitdem er sie zum erstenmal gesehen, sich wandeln zu einer warmen, tiefen Lieb’. Er legte seine Rechte hinüber auf ihre gefalteten Hände. „Na, Rosl, so darfst nicht beten, so nicht! Das muß ein bitterer anders lauten,“ sagte er mit seltsam rauh klingender Stimme. „Merkt auf, ich sag’ dir’s vor, wie du sagen mußt: ‚Unser liebe Frau, ich bitt’ dich schön, mach, daß dem Sepp von die Dirndln auf der Welt keine mehr g’fällt, nur die einzige gerad’, die ihm jetzt gar so wohl g’fällt, zu der soll ewig und ewig die gleiche Lieb’ in seinem Herzen drinnen bleiben.“

Die Rosl ließ ihre Hände ruhig unter der Rechten des Sepp liegen, nur das Gesicht wendete sie nach einer Minute langsam herüber zu dem Burschen und fragte mit zuckenden Lippen: „Ja, hast denn schon wieder deine Gedanken auf eine gerichtet?“

Der Sepp nickte ganz traurig. „Ja, es laßt mir halt gar keine Ruh’, siehst es?! Ich hab’ es dir ja eh’ schon gesagt, wenn ich halt ein schönes Dirndl vor mir hab’ — schau, die ganze Zeit, was ich da neben dir sitz’, bagagt mein Herz schier nicht zum Aushalten, und alleweil übler und abgehender wird mir; schau mich doch nur einmal an im Gesicht, ich muß

ja so ganz käseweiß sein! Rosl, schau, gar so wohl g’fällt mir, gar so wohl!“

Der Bursche hatte sich aber in dem Mädchen verrecknet. Das schlug die Hände vors Gesicht und jammerte laut auf: „Jetzt da schaut’s her, jetzt da schaut’s aber! Jetzt möcht’ er mich auch noch zum Narren halten auf eine schöne Weis’ — weil ich so dumm bin und merkt’ auf seine Augenred’ auf! Na, na, lieber geh’ ich einen zehnmal weiter’n Weg!“ Und blühschnell sich erhebend, wollte sie vom Wagen hinunter auf die Straße springen.

Die Linke des Sepp hielt mit jähem Ruck das Pferd an, mit der Rechten griff er hinüber und hielt das Dirndl am Kleide fest. Er sah ganz blaß aus. „Rosl, schau aber, du thätst dir ja weh, wenn du unterm Fahren abspringen thätst! Sei doch geschick, Dirndl, und bleib sitzen, der Weg ist ja viel zu weit zum Gehen, kommst ja zu spät in die Kirche.“

„Na, na, ich geh’.“ Und da stand das Dirndl auch schon drunten; es hatte sich flink seinem Griff entzogen.

Zum erstenmal während der ganzen Fahrt machte jetzt der Sepp allen Ernstes ein betrübt Gesicht. Daß das Dirndl sich so wehren würde gegen sein Schönthun, das hatte er nicht vermutet. Er stand auf einmal unten neben ihr. „Na, Rosl, na,“ sagte er sanft, „wenn du schon nicht neben mir sitzen und nichts hören willst von meiner Lieb’, nachher geh’ halt ich und du fährst. Der Weg ist ja weit und schlecht zu gehen.“ Ohne zu zaudern, hob er sie wieder auf ihren vorigen Sitz zurück und schritt dann, das Leitseil lang in der Hand haltend, neben dem Wagen dahin. Von Zeit zu Zeit warf er einen Blick zu der mit hochrotem Gesicht droben sitzenden Rosl empor, erhaschte aber niemals einen Blick von ihr. Bei diesem Emporschauen war er natürlich unachtsam auf den Weg, und einmal stolperte er in einer Weise, als müsse er zu Falle kommen. Da hatte die Rosl endlich Erbarmen.

„Sepp,“ sagte sie ernst und dringlich, „wenn du mir versprichst, daß du mir nicht schönthun willst, nachher darfst aufsteigen. Ich will nicht haben, daß du dir am End’ noch weh thust wegen meiner. Und nachher — ‘s Rosl und der Wagen gehört dein, da wär’ es eine Recheit von mir, wenn du daneben gehen müßtest!“

„Ich kann dir’s nicht versprechen, was du verlangst von mir! Es kommt mich zu hart an, weißt es so schon,“ versetzte der Sepp. „Höchstens das Gebet, daselbstige, weißt eh’ — wenn du fleißig und recht laut vor dich hinbeten thätst, das könnt’ mich vielleicht noch am besten zurückhalten!“

Die Rosl begriff jetzt ungleich besser wie vorhin seine Meinung. „Du bist wirklich ein wilder Ding, du!“ sagte sie kurz. „Ich merkt’ es schon, d’ Loisi Rahm hat mich nicht umsonst verwahrt vor dir.“

Er neigte den sonst so stolz und frei getragenen Kopf mit einer Miene stiller Ergebnis. „Recht hast, Rosl, ein abscheulicher Hund’ bin ich! Aber ich mein’, es wartet schon eine ordentliche Buß’ auf mich, daß mir recht weh g’schieht heut noch.“

Eine Weile schwieg sie, dann sagte sie hastig: „Steig auf; ich will nicht haben, daß du dir eine Hand oder einen Fuß brichst wegen meiner! Lieber noch —“ sie stockte.

Der Sepp saß schon oben. Er bog sich zu ihr. „Lieber noch hörst mein Schönthun an, gelt? Aber na, ich will dir nichts als wie das sagen, daß ich mit dem Behagelchen von heut gemeint hab’: wenn ich zuschauen muß, wie du die andern freundlich anschauen wirst und mir vergönnt nicht einen einzigen Blick! Rosl, das wird was sein für mich, was furchtbar Hartes!“ und auf einmal in leidenschaftlichem Ungestüm sprechend: „Nur das möcht’ ich wünschen, daß ich blind würd’ auf alle zwei Augen und sah’ dich nimmer, wie lieb als du bist.“

„Bub’, sei still, du verjündigst dich!“ rief da die Rosl erschrocken. „Na, so was!“ Und nach einer Pause kam es leise, scheu von ihren Lippen: „Ja, hast mich denn gar so gern?“

Er machte ein recht ernsthaftes Gesicht. „Ja, glaubst es vielleicht noch nicht?“ fragte er. „Jehes, die Loisi Rahm, wenn ich da hätt’! Aber gerad’ zerdrücken könnt’ ich dich vor lauter Lieb’, wenn du mir nicht alser lebendige lieber wärst!“

Da hatte er es nun erreicht, daß sie ihn aus lachenden Augen ansah. Und da umfaßte er sie auch schon in seiner Herzensfreude, drückte ihr ein rasches Bussel auf und meinte frohlockend: „Und heut noch sag’ ich es meiner Mutter, daß ich mir einmal eine g’funden hab’, die mir nicht nur von außen gefällt, sondern von inwendig auch!“

4.

Die Trauung war vorüber, der Hannes und die Hinterlehnerin waren ein Paar geworden. Nun ging es unter dem Vorantritt der lustig blasenden Musikanten in das Wirtshaus. Da standen schon lange

Tafeln im Extrazimmer, große Blumensträuße zierten die mit feinen weißen Tinnen bedeckten Tische, und in dem Tanzsaal waren die Wände mit Tannenreisigguirlanden und bunten, kunstvollen Papierrosen geschmückt.

Gleich nach den ersten zwei Gängen, der Suppe und dem Rindfleisch mit Gemüse, fing der Tanz an. Der Zubrätigam führte die Braut zum ersten Tanz, dem Ehrentanz. Er machte ein paar Runden mit ihr und übergab sie dann dem Bräutigam, der jetzt erst ein Recht auf sie bekam. Für den Zubrätigam fing aber jetzt die Mühe seines Amtes an; zwischen den verschiedenen Gerichten hin wurde fleißig getanzt; da mußte er darauf bedacht sein, daß keines von den tanzlustigen Weibskleuten sitzen bleiben mußte, daß sich für jede ein Tänzer fand. Waren zu wenig junge Burschen da, so mußten von dem Zubrätigam auch die älteren oder ganz alten Männer, die von dem Tanzen nichts mehr hören wollten, deshalb angegangen werden. Da kostete es natürlich oft eine besondere Redekunst, um einen Erfolg zu erzielen. Für die übrigen noch vorhandenen Tänzerinnen mußte dann stets der Zubrätigam auskommen.

Heute waren aber die Dirndl in erschrecklich großer Anzahl erschienen. Dem Peter rann gar bald der Schweiß vom Gesicht; dorthin und dahin hastete er; sobald er noch ein männliches Gesicht in irgend einem Winkel entdeckt hatte, tauchte er auch schon davor auf, um zuerst mit der süßesten Fremdblichkeit, dann spottend, schimpfend den Betreffenden dazu zu bringen, als Mittel zum Zweck zu dienen.

Eben hatte der Peter wieder einmal seinen letzten Mann in die Reihen der Tanzenden spediert, jedoch drüben neben der alten Loismuhme standen noch ein Viertelschod Dirnen, die zwar sehr eifrig ein lustiges Gespräch miteinander zu führen schienen, verstohlener Weise aber immer wieder sehnsüchtig nach den Tanzenden hinüberschielten. Verzweifelt lugte der Peter noch einmal nach jedem Winkel, ob nicht doch noch ein Uebersehener zum Vorschein käme. Und wie der Habicht auf eine Taube, so schoß er mit einemmal vorwärts in eine Ecke hinzu, wo neben einer Reihe an der Wand hängender Röcke und Hüte ein feistes, rotes, glänzendes Gesicht sich zeigte. Ein kleiner, untersehter, mit einem Schmerzbächlein behafteter Bauer saß dort ganz einsam vor einem Maßkrug frischen schäumenden Bieres.

„Ja ha mein, Dorneder, du sitzt ja ganz weltvergessen da — was ist's denn mit dir?“ redete der Peter den Bauer an. „Ja, hat sich denn für dich gar keine g'funden? Das ist aber doch ganz außer der Weis! Na, das war' recht, der Dorneder Bauer, der darf nicht daneben kommen! Ah, das giebt's schon nicht — komm nur, ich such' dir schon ein extra-schön's Dirndl für dich aus! Geh nur, geh nur gleich! Hör zu, was für ein fester Vandler das ist! Gelt, der geht dir in d' Füß? Ich glaub' dir's, freilich! Ist ja leicht, so ein riegelesamer Mann, wie du bist!“

Dabei griff der Peter dem Dorneder unter den Arm, um ihn hilfsreich zu sein beim Erheben, aber der Bauer rührte sich nicht, sondern ließ ein lautes, spottendes Gelächter hören. „Gelt, weisst halt nicht, wie du sie anbringst, deine Tänzerinnen?“ spottete er. „Gelt's dich heiß an, daß du eine schlechte Nachreb' erhältst als Zubrätigam? Na, mich magst nicht verlocken — zerreiß dir dein Maul nicht um mich!“

Der Peter gab indes den Kampfplatz noch nicht verloren. „Meinst, es mag keine mehr mit dir tanzen, gelt?“ fragte er lachend. „Traust dir nimmer viel zu, dir! Daß du nicht mehr ein Reichth' aushalten kannst, ohne daß dir der Atem ausbleibt! Na geh, da weiß ich schon eine Auskunft — ich teil' dir halt eine zu, die nicht gar so fliegerisch ist, der das schön stat' nüber gehen' auch lieber ist! So komm halt jetzt — war' doch schad', wenn dir der Vandler austam!“

„Ich brauch' keine Fliegerische und keine State nicht!“ meinte der Dorneder gemüthlich. „Siehst es, da hab' ich eine, die für mich paßt — bleibt schön still stehen, solange als ich mag, und kommt ins Laufen, wenn ich sie in die Hand nehm'.“ Und der Sprecher schlug mit seinem vollen Bierkrug auf den Tisch, daß der Schaum weit umherspritzte.

Jetzt fing der Peter zu schimpfen an. „Na, schämst dich nicht, alter Grader; und traust dich nimmer unter die jungen Leut'?! Hast denn schon gar kein Mark mehr in deine Bein', daß du nicht einmal mehr ein bißel herumhopsen kannst?! Eine Schand' und ein Spott ist's! Ist erst ein ordentlicher Fünfziger und muß schon auf seine Spanstederln obacht geben, daß sie ihm nicht durcheinander haspeln (stolpern)! Als wie wenn sie gläsern wären, so hast eine Angst darum! Oder meinst halt gar, du müßest Blut schwitzen dabei, ha? Na, schämen thät' ich mich, an deiner Stell', wenn ich wär'!“

„Siehst es denn nicht, daß ich mich so schäm'?!“ schrie ihm der Bauer zu. „Schläpset ja so lieber in

den Erdboden 'nein, wenn's nur ging! So, und jetzt gieb mir Ruh' und strapazier dich selber dafür!“

Jetzt sah der Peter wohl ein, daß es umsonst geschah, wenn er sich mit dem störrischen Bauer noch weiter bemühte; er ließ denselben bei seiner Maß Bier sitzen und machte sich zu den tanzlustigen Dirndl hin. Die Nächste bestellte er um den Leib und zog sie in das Gewirre der Tanzenden; einmal in der Runde herum, dann kam eine andre an die Reihe, danach wieder eine, bis er glücklich das Viertelschod Dirndl „abgetanzt“ hatte. Die Musikanten fiedelten und bliesen noch immer unverdrossen drauf los, er aber wischte sich den Schweiß von der Stirn und ging, von des Tages Mühen sich zu erholen. In der Efstube saßen an der Hochzeitstafel nur ein paar Bäuerinnen, eifrig schwatzend über das Wesen der Brautleute, deren Abstammung und Vermögensverhältnisse. Der Peter setzte sich auf seinen Platz. Nach einer kurzen Weile kam die Franzi herein, sanfteröteten, heiteren Antlitzes, die Augen sonnig leuchtend. Der Lenz ging an ihrer Seite; sie hatte zuletzt mit ihm getanzt, wie der Peter gar wohl bemerkt hatte, und nun plauderte sie freundlich zu ihm, während sie zusammen der Tafel zuschritten.

Feindselig blickten die Augen des Peter auf bei diesem Anblick. Eilig erhob er sich und ging in den Tanzsaal zurück. Von den Tanzenden heraus holte er sich seinen jüngeren Bruder, den zukünftigen Bergmehrbauern. „Du, Franzl, geh, sei so gut und über-nimm auf eine Weil' meine Stellvertretung,“ raunte er demselben zu. „Weißt, ich bin schon ganz ermattet und muß mich eine Weil' ausruhen, und nachher — ich muß ein wenig auf die Franzi achtgeben, sonst —“ rasch wieder abbrechend, als möge er nicht mehr verraten von dem, was er eben meinte, fügte er dann noch hinzu: „Gelt, sei so gut und schau dich ein wenig um, daß doch alle zum Tanzen kommen, die Weibskleut' — hernach löst' ich dich schon wieder ab!“

Auf seinen Bruder konnte er sich schon verlassen, der war ein flotter Tänzer und ein schneidiger, umsichtiger Bursche. Und so begab sich denn der Peter ganz wohlgenut, seiner harten Pflichten eine Weile los und ledig, zur Franzi zurück, die an der Seite ihres Vaters dem Lenz gegenüber saß. Mit einem Gesichte, als schiene ihm die Welt eitel Lust und Freude, setzte sich der Peter auf seinen Platz an der Seite der Franzi; er wollte ihr die Eifersucht, die wie ein Feuerbrand in ihm tobte, jetzt nicht merken lassen und mühte sich, in einer fröhlichen, scherzhaften Sprechweise die Franzi zu unterhalten. Die Franzi horchte wohl hin auf seine Reden, erwiderte aber nur einzelne, kurze Sätze darauf, manchmal schwieg sie ganz dazu. Sie mochte heute den Peter weniger denn je leiden. Und auf einmal fiel ihr ein, was er heute bei der Begrüßung gesagt hatte; ein jähes Angstgefühl kam in sie — wenn nun der Peter seine Worte wahr machte? — Sie hatte dem Lenz den nächsten Tanz versprochen — wenn nun der Peter sich auf das ihm heute zustehende Recht stützte und dem Lenz verweigerte, mit ihr tanzen zu dürfen?! Dann ging vielleicht gar ein Streit an zwischen den beiden. Sie war ratlos, wie sie sich da helfen sollte.

Die Musikanten draußen huben wieder zu spielen an, einen Siebenschnitt. Der Lenz erhob sich, um hinüberzugehen und die Franzi zum Tanz zu bitten. Im selben Augenblick war ein junger Bursche ins Zimmer getreten; derselbe schaute rasch und prüfend umher, er suchte wohl nach einer ihm zustehenden Tänzerin. Auf einmal schaute derselbe scharfer zu, fuhr sich mit der Hand über die Augen und schaute wieder scharf zu — auf den Lenz herüber. Ein merk-würdiger Ausdruck stand dabei in dem gelblichleichen, mageren Gesicht — halb Schadenfreude, halb häßliches Lauern. Mit zwei Schritten stand er dann dicht neben dem Lenz. „Grüß dich Gott, Bruderherz!“ rief er und hielt dem Lenz seine breite Rechte hin. „Ist das ein Zufall, der uns zwei heut zusammenbringt!“

Wie von einem glühenden Eisen durchfahren, so zuckte der Lenz zusammen beim ersten Laut dieser Stimme, und nun stierte er dem andern ins fahle, lächelnde Gesicht, als sähe er ein grausenregendes Gespenst vor sich. Und langsam, wie haltlos, sank er wieder auf seinen Sitz zurück. Er hob die Hand, als wolle er die breite Tasse des andern von sich abwehren, ließ dieselbe aber wieder sinken. Unstet, wie irr, ging jetzt sein Blick im Zimmer herum, bis derselbe das Antlitz der Franzi traf.

Und da zuckte er nochmals heftig zusammen; sie sah sein Antlitz totenbleich werden und sah ein Er-löschen in seinem Blick, als ginge ihm eben das Liebste in seinem Leben verloren. Dann fuhr er mit jäher Hast empor, faßte die Hand des fremden Burschen und zog denselben mit sich fort aus dem Zimmer. Betroffen, das Herz voll ungewisser Angst, schaute die Franzi zur Thür hin, durch welche die beiden verschwunden waren. Bis des Peters Stimme sie aus den verstörten Gedanken riß. „Ha du, Franzi, das ist ja jetzt gewesen, als wie wenn der böse Feind aufgetaucht wär’

vor euerm Großnecht! Freund' hat es ihm keine gemacht, das Zusammentreffen mit einem alten Bekannten, so viel steht fest.“

Die Franzi schaute erschrocken die lange Tafel hinab und darauf in der Stube umher; so gut wie der Peter das üble Aussehen des Lenz bemerkt hatte, so gut konnten auch die andern darauf aufmerksam geworden sein; jedoch sie bemerkte bei keinem der Umstehenden oder Umstehenden eine auffällige Miene; es wurde geplaudert und geschertzt wie früher; ein Teil der Leute aber verließ eben das Zimmer, um draußen zu tanzen.

Ohne noch ein Wort zu der Franzi zu sagen, stand der Peter auf, trank sein Glas Wein aus und verließ die Stube. Sie blieb eine Weile sitzen wie verloren, bis der Vater sie anstieß und neckend sagte: „Na, Franzi, du willst leicht morgen auf die hohe Schul' reisen, daß du dich heut so abstudierst? Da schau, der Bürgermeister möcht' dich gern zum Tanz führen und redet dich schon zweimal an! Und du thust nicht einmal einen Deuter darauf.“

Zaudernd blieb die Franzi noch eine Sekunde sitzen; sie hatte gar keine rechte Lust zum Tanzen. Aber dann erhob sie sich gäh — am ehesten wichen noch diese dümmen, angstvollen Gedanken von ihr, wenn sie sich unter die andern mischte; der Lärm, die Lustigkeit da draußen, die Redereien der andern mußte ihr Denken an sich selbst abziehen. So ging sie. Als sie in das Gewirre draußen trat, klangen ihr verschiedene scherzhafte Zurufe entgegen; dem und jenem beantwortete sie eine Rede und zwang sich zu einem halbwegs lustigen Ton, zu einer lachenden Miene; — was brauchten die andern zu merken, daß ihr etwas schwer am Herzen lag! — Daß ihr das Tanzen nicht half gegen ihr schwer bedrücktes Gemüth, das merkte sie bald. Es zwang sie immer und immer wieder, zu schauen, ob nicht unter den vielen Gesichtern um sie herum das des Lenz austauchte. Aber sie schaute umsonst. Und von Herzen wünschte sie endlich, daß der Tanz zu Ende wäre und sie zurückkehren könne in die Efstube. Vielleicht saß der Lenz schon wieder da drinnen. Der Bürgermeister — ein großer, stattlicher Mann — fand aber allzuviel Gefallen am Tanz. In aller Gemüthlichkeit, aber doch eifrig nach dem Takt sich bewegend, drehte er seine Tänzerin mit einem gebogenen Finger seiner hochgehobenen Rechten rundum, nahm dann eine ihrer Hände bald in seine Rechte, bald in seine Linke, wobei sie rund um ihn herum gehen mußte; danach schlug er mit beiden flachen Händen auf die Hosen, daß es klatschte, stampfte mit den Absätzen seiner Wadenstiefel den Boden und klatschte dazu kräftig in die Hände. Hierauf fiel er mit seiner tiefen, etwas rauh klingenden Stimme in den Gesang der andern Mannskleute ein:

„Jetzt kenn' i' ein Dirndl,
Das liegt mir im G'müth,
Hat ein G'sichtl wie a Ros'n,
Wann i' rosenrot blüht.
Hat ein rosenrot's G'sichtl
Und Augerl wie Stern',
Das Dirndl, das g'reut mi',
Das hab' i' freuzgern.
Und das Dirndl, das g'reut mi',
Das hab' i' halt gern,
Und i' könnt' i'wegen dem Dirndl
A Schlapfeger (Bantoffel) wer'n.
Und i' leib' mi' gern tret'n,
Von ihr'n Fäßerl, dem kloan',
Und thut' mi' z' Tod g'ien
Wegen dem Schlapfer, dem oan'.“

An dem Ohr der Franzi hallte der Gesang vorüber als wie fremde Laute, die kein Verständnis ihr weckten. Sie fühlte es nur immer drückender, beengender in ihrer Brust bis zum Hals hinaufsteigen. Halb betäubt von der Musik und dem Gesang stand sie da, als der Bürgermeister sie losließ; als dieser aber ihre Hand erfaßte und unter seinen Arm zog und sie zurückführen wollte auf ihren Platz, da schüttelte sie heftig den Kopf. „Ich muß ein wenig hinaus,“ sagte sie. „Mir ist schrecklich heiß und ungut im Kopf.“

Draußen im Flur des ersten Stockwerkes ging sie in den schmalen Gang nach der Hofseite zu und stieß das kleine Fenster weit auf. Weit lehnte sie sich hinaus; um ihr erhitztes Gesicht strich die Abendluft kühl und lind.

Schweigen lag da draußen; nur der Hoshund klirrte manchmal leise an seiner Kette und knurrte leise, um gleich wieder zu verstummen. Franzi setzte sich auf die Brüstung und lehnte den Kopf an die Mauer. Dann gingen ihre Gedanken auf die Wanderschaft. — An den ersten Tag dachte sie, da der Lenz eingestanden in ihres Vaters Hof. Gleich im ersten Augenblick hatte er ihr so gut gefallen mit seiner kräftigen, biegsamen, gut gewachsenen Gestalt, dem guten Blick seiner blaugrauen Augen. Und seine Stimme, seine Rede, das machte einen Eindruck auf sie wie von keinem andern sonst. Nur hatte sie an diesem ersten Tag gleich über ihn grübeln müssen, weil er so sonderbar gewesen. Sie wußte nicht mehr, was sie damals zu



Drei bekannte Freunde. Originalzeichnung von Friedrich Specht.



Kriegszug der Sioux-Indianer. Originalzeichnung von E. B. Smith.

ihm gesprochen, nur das: daß er einen Moment wunderlich ausgesehen. Danach kam der Sonnenwendtag; da war sein Wesen ihr noch unverständlicher, unklarer geworden. In ihr aber war ein Drang, sich klar zu werden über ihn, und so saun und grübelte sie seither jeden Tag oft eine lange Zeit hindurch und fand doch nichts Gewisses heraus. Das, was ihr seinem Wesen nach am wahrscheinlichsten erschien, sobald sie nicht bei ihm war, darüber zankte sie sich innerlich aus, wenn sie in seine guten, treuherzigen Augen, die einen eigenen, sanften, weichen Schimmer hatten, schaute; nein, er konnte nichts Unrechtes, wegen dessen ihm das Gewissen keine Ruhe ließ, begangen haben! — Je mehr sie aber über ihn grübelte, desto stärker fühlte sie ihr Herz zu ihm hingezogen. Es war eine Lieb' in ihr, über die sie manchmal ein Erschrecken empfand — so groß, so gewaltig war dieselbe in ihr emporgewachsen. Wenn er sie anschaute, dann zitterte das Herz in ihr; traf seine Stimme ihr Ohr, dann wallte das Blut heiß in die Schläfen empor, und die Herzschräge fühlte sie bis zum Hals hinauf. Manchmal hatte sie ihn dabei ertappt, wie er sie heimlich mit leuchtendem, zärtlichem Blick ansah, und dann war eine Wonne in ihr, eine süße Lust, schier zum Vergehen; an diesem Blick, der dann jedesmal ein leidenschaftliches, sekundenlanges Aufklammern, danach tiefe, unfägliche Traurigkeit zeigte, erkannte sie, daß sie ihm so viel gelte wie keine andre sonst.

Heute, daheim, als die Großmagd davon sprach, daß er oft unter ihrem Kammerfenster stehe und lange zu demselben hinausschäue, da hatte sie auf einmal all ihren Stolz überwinden können und hatte sich gesagt: „Ich will ihm zeigen, daß ich ihn gern hab'"; vielleicht ist es doch nur das, daß ich eine reiche Bauertochter bin und er ein armer Knecht, was ihn zurückhält!“ — Und sie hatte es ihm gezeigt, auf der Fahrt zur Kirche mit manchem herzlichen Blick und dann hier, während sie mit ihm tanzte, mit warmer, aufrichtiger Rede. „Wegen was bist alleweil so späßig, Venz?“ hatte sie ihn gefragt. „Redest fast nichts mit mir und schaust mich nur manchmal verstoßen an; thust, als wie wenn du mich gar nicht leiden könnt'st, und — schau, ich hab' es ja doch schon lang gemerkt, daß gerad' das Gegenteil der Fall ist! Gelt, Venz — ich hab' dir nicht unrecht gesehen, es ist auch so!“

Er hatte sie fester um den schlanken Leib gefaßt, und sein Atem war heiß, in kurzen Stößen über ihr Gesicht hingegangen. „Mein, Franz, 's Leben könnt' ich für dich lassen!“

Da hatte sie das Gesicht tiefer gegen seine Schulter gedrückt und ihm zugerufen: „Und ich — schau, ich weiß mir nichts Schöneres auf der Welt, als wie 's Leben mit dir und 's Sterben mit dir!“ Es war aber kein Laut der Freude, was vorerst über seine Lippen kam, sondern ein Stöhnen, als wäre eine Qual in ihm, nimmer zu sagen. Und dann jubelte er doch halbblau auf: „Meine Franz, meine liebe Franz!“

Gleich darauf hatte die Musik geschwiegen, und sie waren mißsammen zurückgegangen in die andre Stube. Und da hatte sie, die Franz, ihm zugeflüstert: „Redest morgen gleich mit meinem Vater! Wenn auch vielleicht nicht gleich, später giebt er gewiß nach; er hat mich zu gern. Und ich sag' ihm, ich könnt' mit keinem andern leben, nur mit dir!“

Der Venz hatte sie daraufhin mit einem Blick angesehen, den sie ihr Lebtage nicht vergessen würde, so leuchtend, in tiefster Seligkeit leuchtend war derselbe; fast zugleich aber huschte es über sein Gesicht schmerzlich hin wie in Kummer und Trübsal. — Und nun war all die stille und doch so tiefgehende Freude ihres Herzens wieder verloren gegangen; — weshalb sah der Venz bei dem Erscheinen jenes Burschen so erschrocken aus? Warum rannte er mit demselben davon, gerade als müßte er im geheimen mit ihm etwas besprechen?! Es mußte doch etwas geben in dem vergangenen Leben des Venz, was ihm zuwider war! Aber was war das? — Die Franz drückte eine Hand auf das Herz, um das wilde, leidenschaftliche Schlagen desselben zu unterdrücken. Ein eigentümliches Behagen war in ihr darüber, daß der Venz kein Vertrauen zu ihr hatte und ihr verschwiegen, was ihm seinen freudigen Sinn verstörte. Es konnte ja doch nichts so arg Schlimmes sein!

Die Franz erhob sich plötzlich. Müde gequält von der Pein, die ihr auferlegt war durch ihre Liebe, wollte sie jetzt zum Vater hineingehen und ihn bitten, nicht mehr lange zu warten mit der Heimfahrt; — da hörte sie die Stiege vorne Schritte heraufkommen, und gleich darauf tauchte der Peter im Flur auf. Sie schmiegte sich wieder in den finsternen Fensterwinkel zurück und verharrte still, bis die stämmige Gestalt des Burschen über die Schwelle des Tanzsaales getreten war.

Der Vater schaute ihr besorgt entgegen, als sie an den Tisch trat. „Na aber, jetzt hab' ich schon geglaubt, dir wär' übel geworden, weil du so lang nicht herein gekommen bist.“

„Ich hab' keine rechte Freud' mit dem Tanzen

heut,“ gab sie zur Erwiderung. „Am liebsten wär' es mir, wir machten uns bald auf die Heimfahrt.“

Der Buchenhof nickte. „Na ja, jetzt geht es freilich noch nicht, daß wir uns davon machen, weil du noch ein paar von den ersten Bauernsöhnen da herum auszeichnen mußt mit einem Tanz; aber wenn es sich ein bißel schickt, nachher laß ich gleich einspannen.“

Damit mußte sich die Franz zufrieden geben.

Der Venz war mit dem fremden Burschen aus dem Tanzsaal geschritten. „Komm mit — vors Haus hinunter,“ sagte er heiser, befehlend.

Drunten lag die Nacht über der Gegend, nur matt erhellt von den Sternen und der blassen Mondscheibe, die hin und wieder hinter dunkle Wolken glitt. Um eine Ecke des breitfrontigen Wirtshauses hinüber schritt der Venz; dort stand er still und schaute zu den Fenstern im oberen Stockwerk empor; aber dieselben waren verschlossen und lagen dunkel da. Die Schlafgemächer der Wirtsleute und der Mägde waren da oben. Der Venz lehnte sich gegen die Mauer, als wäre er müde zum Umfallen; er atmete schwer und hörbar. Plötzlich fragte er: „Wie bist denn du eigentlich dahergekommen?“

Da lachte der andre auf. „Wahrscheinlich gerad' so wie du! Auf meine eignen zwei Füß' halt.“ Etwas ernster fügte er hinzu: „Dem Arzt von da bin ich sein Knecht — seit acht Tagen. Daß ich da so einen nobligen Bekannten treffen thät', hätt' ich mir freilich nicht verhofft!“

Mit wilder Gebärde fuhr sich der Venz mit beiden Händen durch sein Haar. „Daß du dich gerad' auch so unvermutheterweil vor mich hinstellen hast müssen!“ fuhr er ihm voll Zorn heraus.

„Na freilich, 's nächste Mal laß ich mich erst durch deinen Portier anmelden!“ Und der fremde Bursche hob ein gelles, spottendes Lachen an.

„Na, ist mir schon das liebste, wenn ich dich gar nie zu sehen bekomme!“ stieß der Venz hervor, noch immer zornig. „Bist mir schon recht ungelegen gekommen,“ und plötzlich leise und müde, völlig trostlos: „Freilich, ob ich dich seh' oder nicht, zum Vergessen bring' ich es nimmer!“

Der andre schien die letzten Worte überhört zu haben. „Ja, was meinst denn — so eine nobliche, ausgefuchste Bekanntschaft, die muß man doch kultivieren?! Das brächt' ich nicht übers Herz, daß ich dich so daneben liegen lassen thät', als wie wenn ich seit neuerer Zeit stolz geworden wär'! Na, bin alleweil noch der alte. Und so mußt dich schon gewöhnen dran, an das.“ Sich zum Gehen wendend, fügte der Bursche noch hinzu: „Wenn du's vielleicht vergessen hast, was die Leute auf mich schreien —: Pauli heiß' ich. Und jetzt komm und tanzen wir einen in aller Gemütlichkeit! Oder —“ er blieb stehen und schaute über die Schulter zurück zu dem noch immer regungslos an der Mauer Lehnenden. „Oder willst vielleicht sonst was von mir?“

„Na,“ sagte der Venz müde, klanglos, um, als der andre einige Schritte vorwärts gethan, plötzlich erregt und hastig hervorzustoßen: „Halt, ja, ich hab' noch was mit dir! Du darfst mich nicht auffuchen dort, wo ich eingestanden bin, und — und sagen darfst es auch niemand, wie — wie wir uns kennen gelernt haben. Hörst du, das will ich haben!“

Das Begehren des Venz schien dem andern wohl ein wenig späßig, denn er hatte ein leichtes, kurz abgebrochenes Lachen und meinte: „Ist eigentlich ungeheuer, über so etwas zu verhandeln! Das versteht sich ja so von selber, daß wir das den Leuten nicht auf die Nase binden, was sie nichts angeht. Aber da hast meine Hand darauf, wenn du's nachher besser glaubst, mein Verschwiegen!“

Der Venz rührte die Hand nicht an; er atmete schwer und gepreßt. Eine kleine Pause unguuten Schweigens trat ein. Dann sprach der andre wieder, und in seiner Stimme lag merklicher Groll. „Ah so, ist dir meine Hand vielleicht gar zu schlecht? Aha, ich merk' es jetzt schon, du bist jetzt ein wenig vornehm geworden! Ist mir so schier verwunderlich gewesen, daß du bei einer so großen Bauernhochzeit so mir nichts dir nichts an der Hochzeitstafel sitzt!“ Lauernd fügte der Sprecher noch hinzu: „Ist's dir vielleicht gar um eine reiche Bauertochter zu thun — weil du gar so viel Verschwiegenheit haben willst?“

Eine Antwort bekam der Pauli nicht. Da lachte er laut und spottend auf und entfernte sich endlich. Knapp vor der Hausthür fing der Bergmeier Peter den Burschen ab und ging mit demselben in die untere Gaststube hinein, in der zur Zeit nur ein alter, stocktauber Knecht saß. Eine reichliche halbe Stunde saßen die zwei da zusammen, eifrig und heimlich miteinander redend. Danach ging der Peter leise pfeifend, mit wohlgeheimer Miene davon; der Pauli aber öffnete, als er allein war, noch einmal sein braunledernes Briestäschchen und befah sich schmunzelnd und augenzwinkernd ein paar Fünferbanknoten, die drinnen

steckten. „So ein Geschäft, wenn ich alle Tag' machen könnt' — Herr Gott noch einmal!“ Und lachend, grinsend schob der Pauli die Briestäschchen wieder an ihren vorigen Platz zurück.

Draußen aber im Dunkel strich ein totenbleicher, zitternder Mensch vor dem Hause hin und her und getraute sich nicht in das Licht und unter die Menschen hinein, weil er fürchtete, sie möchten ihm sein Geheimnis vom Gesicht herunterlesen, und — und — der Venz ballte die Fäuste und stieß einen Laut wie ein verendendes Tier aus — Herr Gott im Himmel, er wußte es ja, daß er dann fortan unter diesen Menschen da drinnen nur wie ein Ausfälliger leben würde — und die eine, die eine, welche ein Herz hat, so golden, so rein und gut, und eine Lieb' zu ihm hat, so tief und so fest, die ginge vielleicht daran zu Grunde!

Der Venz beginnt plötzlich zu rennen wie ein gehektes Tier und brüht die Fäuste gegen die Brust, in der das Herz ihm wild hämmert, so daß es ihm schier den Atem verlegt. „Franzi, meine arme Franz!“ stößt er immer wieder schmerzvoll hervor. Er kann ihr ja nicht mehr unter die Augen treten mit einem ruhigen Gesicht, kann nicht mehr ihre Liebesworte anhören, bei denen es ihm vorkommt, als empfangt er ein unrecht Gut.

Als das Gefühl des Buchenhofers angespannt wird, da lehnt der Venz still an der Mauer neben dem Einfahrtsthor und harret auf den Augenblick, da seine Leute aus dem Hause treten werden. Er ist zu dem Entschluß gekommen, den Buchenhof so bald wie möglich zu verlassen. Wie schwer ihm dieser Entschluß geworden ist, das zeigen die tief eingegrabenen Schmerzenslinien in seinem Gesicht.

Es liegt ihm wie ein Mühlstein auf der Brust, während sie heimwärtsfahren.

(Fortsetzung folgt.)

Alles wird nun wieder grün!

(Bild S. 513.)

Alles fängt nun an zu blühen,
Alles wird nun wieder grün
Frühlingsblumen aller Art,
Holde Veilchen blühen im Garten,
Vögel singen, Bienen summen,
Mücken tanzen, Hummeln brummen,
Und es hüllt zur Frühlingsfeier
Sich in zarte grüne Schleier
Wald und Wiese, Busch und Hecke,
Selbst der Sumpf kriecht eine Decke
Von der grünen Entengröße —
Alles trägt die Frühlingsmütze,
Alles schmückt sich weit und breit
Auf die schöne Frühlingszeit!
Soll der alte Gartenzaun
Denn allein verdrießlich schauern?
Nein, da kommt ja schon der Mann,
Streicht ihn herrlich grasgrün an,
Daß er leuchtet weit und breit
In dem neuen Frühlingskleid!
Alles fängt nun an zu blühen,
Alles wird nun wieder grün!

Heinrich Seidel.

Drei verkannte Freunde.

(Bild S. 516.)

Der Mensch als der Herr der Erde hat mit vollem Recht sein Verhalten gegenüber der Tierwelt nach dem Gesichtspunkt eingerichtet, ob sie zu seinem Nutzen oder Schaden wirkt; die Ausrottung der schädlichen Tiere, von den großen Raubtieren bis zum Ungeziefer herunter, gewissermaßen ein Eingriff in die Naturordnung, aber zugleich ein Sieg der Kultur, ist eben deshalb in den dicht besiedelten Ländern durch das private Interesse der einzelnen und durch die staatlichen Maßregeln systematisch gefördert worden. Wie aber bei der Unvollkommenheit des menschlichen Wissens nicht anders zu erwarten ist, hat man dabei doch manche Mißgriffe gemacht und unter die schädlichen Tiere auch solche eingereiht, bei denen der nicht so leicht zu erkennende Nutzen den an der Oberfläche der Beobachtung liegenden Schaden weit überwiegt. Drei dieser verkannten Freunde führt uns der Künstler auf einem Gesamtbild vor: den Igel, das kleine Wiesel und die Fledermaus.

Dem Igel ist das eigentümliche Schicksal widerfahren, daß sein Ruf sich verschlechtert hat; früher hat ihn der Jäger gesucht, jetzt wird er vielfach abgeschossen, wo er sich betreten läßt. Man macht ihm zum Vorwurf, daß er die Reiter der Rebhühner und Fasanen ausstößt und sich selbst an jungen Hasen vergreife, doch ist das eine Ausnahme; sein Nutzen durch eifrige Vertilgung von Schnecken, Regenwürmern, Mollusken und dergleichen muß weit mehr ins Gewicht fallen, als daß er gelegentlich über die Schnur haut; verschmäht er doch andererseits auch das allergrößte Nagetier nicht, die Feldmäus.

Rechnlich steht es nun auch mit dem kleinen Wiesel. Versehen, unflüchtige Rebhühner sind vor ihm nicht sicher; zu zweien oder dreien wagen sie sich auch an einen alten Hasen und überwältigen ihn, unter lautem Klagen Reifer Lampes, was ihnen der Jäger sehr verübelt. Für die Landwirtschaft aber muß das kleine Wiesel als hervorragend nützlich Tier betrachtet werden, da es den Mäusen mit der größten Behendigkeit nachstellt, ihnen

in die äußersten Schlupfwinkel folgt und sie durch das Auffressen der Jungen begünstigt. Vom Raifaser und der Raufwurfsgrille bis zum dreimal so großen Hamster, den es totbeißt, erstreckt sich das Jagdgebiet des kleinen Wesels.

Ein ganz ungerechtfertigtes Vorurteil hat man lange Zeit den Fledermäusen entgegengebracht; sie sollten sich in das lose Haar der Mädchen und Frauen einwickeln, und ihr leiser Flug in der Stille der Nacht hat infolge dieses Aberglaubens oft Schrecken verursacht. In Wirklichkeit gehören die Fledermäuse durch die Verteilung der in der Dämmerung fliegenden, ganz besonders schädlichen Kerbtiere zu den nützlichsten Freunden des Menschen. Statt sie im Winter bei dem Abbruch alter Häuser oder dem Fällen hohler Bäume in Massen dem Untergang preiszugeben, sollte man ihnen vielmehr geistlich Vorrichtungen zum Schutz und zur Hegung schaffen, Nistkästen, hohle Bretter und andre Schlupfwinkel, in denen sie ihrer Gewohnheit gemäß bei Tag sich mit dem Kopf nach unten an den Hinterfüßen aufhängen können.

Kriegsrat der Sioux.

(Bd. 6, 517.)

Daß der Mann mit der Federkrone, der allein steht in der Mitte seiner sitzenden Genossen, in der einen Hand den „Tomahawk“ schwingt als Zeichen des Kriegs und in der andern die „Friedenspfeife“ — das wissen wir auf den ersten Blick, denn wir haben doch alle in unserer Kindheit im „Leberstrumpf“ geschmeigt und für die tapferen Rothhäute geschwärmt, trotz ihrer bedenklichen Liebhaberei für abgezogene Kopfhäute, für „Stalps“. Diese Romantiker, mit der der große amerikanische Erzähler die Indianer umgeben hat, hatte wohl auch früher mit der Wirklichkeit nicht viel zu thun; in der Gegenwart ist sie sicher gänzlich verflüchtigt. Das Verschwinden des „roten Mannes“ aus den Wäldern und Prärien Nordamerikas konnte sich nur unter beständigen Grenzfehden vollziehen, in denen die Indianerstämme größtenteils aufgerieben wurden; die barbarischen Grausamkeiten aber, deren sich diese bei den Ueberfällen vorgeschobener Ansiedlungen immer wieder schuldig machten, erlaubten dem unbefangenen Urteilenden keine Sympathie mit ihrem schließlichen Loos, an dem sie selbst durch ihre Kriege unter sich und durch den Mißbrauch des „Feuerwassers“ mitgewirkt haben. Heutzutage giebt es auf dem weiten Gebiet der Union kaum mehr als eine Viertel-million Rothhäute, die sich teilweise der Vormundschaft der Regierung in voller Zufriedenheit unterworfen haben und auf ihren „Reservationen“, das ist in den ihnen zugewiesenen Wohnsitzen, mit Ackerbau beschäftigen, und demgemäß eine Zunahme ihres Bestandes aufweisen. Die kriegerischen oder besser gesagt räuberischen Gewohnheiten leben noch fast ungeschwächt fort bei dem im Nordwesten der Vereinigten Staaten lebenden Stamme der Sioux, die etwa 8000 Köpfe zählen und den Hauptstamm der Dakotas darstellen. Auf einen aufrichtigen Friedensschluß mit der vordringenden Kultur ist bisher bei ihnen nicht zu rechnen gewesen; immer wieder sind Aufstände angezettelt worden durch ehrgeizige Häuptlinge, die ihre Landsleute aufzustacheln verstanden durch den Hinweis, daß die Rothhäute die eigentlichen Herren des Landes seien und die Weißen nur habgierige Eindringlinge. Man kann freilich nicht übersehen, daß die heutige Stellung der Indianer unter der Aufsicht der von der Bundesregierung in Washington ernannten Agenten mancherlei Anlaß zu Unzufriedenheit geben muß. Dem Namen nach sind diese Agenten Vertreter des Staates in den einzelnen Reservationen und für ihre Amtsführung verantwortlich; in Wirklichkeit führen sie die Herrschaft wie unbeschränkte kleine Fürsten und jucken sich meist, wie einst die römischen Statthalter in den unterjochten Ländern, während ihrer Amtsdauer möglichst zu bereichern. Die daraus entspringenden Aufstände der Indianer müssen mit Waffengewalt niedergeschlagen werden und haben den Bundesarmeen schon viele Verluste gebracht. Das Endergebnis ist aber immer das gleiche: eine weitere Beeinträchtigung und Zurückdrängung der Reste des roten Mannes.

Aus dem Haushalt des Deutschen Kaisers.

Von

A. Oskar Alaußmann.

IV. Familienleben und Hauswirtschaft.

Der Haushalt des Deutschen Kaisers muß aus den Einkünften des Königs von Preußen bestritten werden; denn der Kaiser erhält vom Reiche keine Apanage, das Reich zahlt nur 1½ Millionen Mark zum Dispositionsfonds des Kaisers, aus welchem der Kaiser Gnadenbewilligungen, sowie Unterstufungen für Kommunen und Orte giebt, wenn durch Ueberschwemmung, Feuersbrunst, Hagelschlag und andre elementare Ereignisse ein großer Nothstand sich ergeben hat. Außerdem bezahlt das Reich noch 88 500 Mark jährlich für die Adjutanten des Kaisers. Die ganze Repräsentation des Reichs durch den Kaiser muß der König von Preußen aus eigener Tasche bezahlen, und trotzdem der König von Preußen jetzt vom Staate 15½ Millionen Mark jährlich bezieht, reicht er mit dem Gelde für die außerordentlich hohen Repräsentationskosten kaum aus, und es muß aus dem Privateinkommen des Kaisers noch Zuluße geleistet werden. Das Privateinkommen des Kaisers kommt aus dem Vermögen des königlichen preussischen Hauses; es besteht aus dem Gute Erdmannsdorf in Schlesien, aus drei Gütern im Kreise Ost-Havelland, 40 Pachtvorwerken und in einem Forstbesitz von 14 Oberförstereien. Der jedesmalige preussische Kronprinz bezieht vom Tage seiner Geburt an die Einkünfte aus dem Kronlehen Oels, außerdem jährlich

etwas über 100 000 Mark aus einem von König Friedrich Wilhelm II. bei seinem Regierungsantritt gestifteten Fonds.

Der Haushalt des Kaisers und der kaiserlichen Familie ist verhältnismäßig sehr einfach, und würden nicht die großen Hoffestlichkeiten, würden nicht die zu Repräsentations- und Regierungszwecken notwendigen Reisen des Kaisers so große Summen erfordern, so würde in Wirklichkeit der Haushalt des Kaisers kaum mehr kosten als der eines sehr reichen Privatmannes oder eines sogenannten Magnaten. Der Haushalt in einer bürgerlichen Familie, sei sie noch so vornehm, wird von der Hausfrau geleitet. In gewissem Sinn nimmt die Kaiserin auch die Pflichten der Hausfrau wahr, natürlich soweit das in ihren Kräften liegt, und soweit eine Einmischung in das Detail auch von seiten der Kaiserin überhaupt möglich ist. Die Kaiserin Augusta Viktoria ist, wie dies selbst die gesamte Presse des Auslandes anerkennt, das Muster einer Gattin und Mutter. Wo sie sich auch aufhält, sie ist von früh bis abends beschäftigt, ihre Pflichten für die Familie zu erfüllen. Jeden Morgen steht die Kaiserin um sechs Uhr auf, und unmittelbar nachdem sie sich angekleidet hat, geht die Kaiserin nach der Kinderstube. Ihre Anwesenheit ist hier deshalb nötig, weil um sechs Uhr die Kinder aufstehen, um sich nach Vorschrift innerhalb zwanzig Minuten anzukleiden. Um sechs Uhr zwanzig Minuten beginnt nämlich schon der Unterricht, und die erste Unterrichtsstunde müssen die Prinzen, sowie jetzt auch schon die kleine Prinzessin, mit nüchternem Magen nehmen. Um sieben Uhr zwanzig Minuten findet erst das Frühstück der Kinder statt, bei welchem die Kaiserin natürlich anwesend ist. Nach dem Frühstück für die Kinder bereitet die Kaiserin gegen acht Uhr für den Kaiser den Kaffee selbst. Das erste Frühstück nehmen Kaiser und Kaiserin allein ein, indem sie miteinander plaudern und sich gegenseitig bedienen. Selbst wenn bei Besichtigungen, bei Wandern, bei Paraden der Kaiser schon früh um fünf Uhr frühstückt, ist die Kaiserin doch schon vorher aufgestanden, um den Kaffee zu bereiten und um dem Gemahl selbst zu dieser frühen Stunde am Kaffeetisch Gesellschaft zu leisten. Die Speisekarte für das tägliche Frühstück und Mittagessen, sowohl für die Kinderstube als für den Tisch der Majestäten, wird der Kaiserin eingehändigt, und nach ihrer Entscheidung werden die Menüs endgültig festgestellt. Die Kaiserin berücksichtigt natürlich dabei ganz besonders die Lieblingsgerichte des Kaisers. Nachdem die Menüs ausgewählt sind, sieht die Kaiserin Haushaltungsrechnungen durch und erledigt ihre eigne Korrespondenz. Sie sieht dann nach den Kindern, sorgt dafür, daß das einfache zweite Frühstück in der Kinderstube verabreicht wird. Dann kleidet sie sich gegen elf Uhr zu einer Ausfahrt oder zu einem Spaziergang mit den Kindern an. Um ein Uhr ist die ganze kaiserliche Familie mit den Kindern bei Tisch vereinigt. Diese Mahlzeit ist für die Kinder das Mittagessen, für Kaiser und Kaiserin das Frühstück. Nach diesem Imbiß bleiben, wenn es die Zeit des Kaisers irgend erlaubt, die Familienmitglieder eine Stunde zusammen. Kaiser und Kaiserin spielen und plaudern mit den Kindern, dann gehen die Kinder wieder auf ihr Zimmer, um dort Unterricht zu empfangen, während der Kaiser sich Regierungsgeschäften widmet und die Kaiserin Besuche macht, sei es in Instituten und Krankenhäusern, sei es bei Persönlichkeiten der Hofgesellschaft oder bei erkrankten Dienern. Um sechs Uhr findet dann das Diner des Kaisers und der Kaiserin statt, zu dem jedesmal außer der Oberhofmeisterin, den Adjutanten, dem Offizier der Schloßwache und einzelnen Hofchargen immer noch besondere Gäste geladen sind. Der Kaiser liebt für seine Person kräftige Kost, er ist ein großer Freund des einfachen, geschmorten Kinderbratens. Dann liebt er Geflügel und kräftige Suppen.

Die Hofküche steht unter dem Hofmarschallamt. An der Spitze des gesamten Küchenwesens aber steht als Untergeordneter des Haus- und Hofmarschalls ein Küchenmeister. Unter diesem arbeiten ein französischer und ein deutscher Küchenchef mit einer Anzahl von Köchen und Kochgehilfen. Es giebt Köche sowohl in Berlin als in Potsdam, und wenn in Berlin im Winter die großen Hoffestlichkeiten stattfinden, werden die Köche aus Potsdam zu Dienstleistungen nach Berlin gerufen. In der Hofküche beginnt die Thätigkeit vor den großen Hoffestlichkeiten schon drei bis vier Tage vorher. Außer den offiziellen Hofköchen giebt es auch noch sogenannte Campagneköche, welche den Kaiser auf Jagden, ins Manöver und bei größeren Ausflügen begleiten. Für die persönlichen Bedürfnisse des kaiserlichen Haushaltes wird der große Weinkeller, über den das königliche preussische Haus verfügt, nur sehr wenig in Gebrauch genommen. Dieser Weinkeller ist mit alten Weinen in großartiger Weise versorgt. Friedrich Wilhelm I., der sonst so sparsame König, gab viel auf einen guten Weinkeller und sparte das Geld nicht, um nach guten Ernten die besten

Weinmarken in kolossalen Stüdfässern aufzukaufen. Er führte zuerst den schönen Brauch ein, daß die preussischen Könige in ihren Kellern nicht nur Wein lagern, den sie selbst trinken wollen, sondern auch Wein, den sie ihren Kindern und Kindeskindern hinterlassen. So werden die Riesentüdfässer, die in der Gegenwart aufgestellt werden, gar nicht verwendet. Sie bleiben 30, 40, 50 Jahre liegen, bis der Wein in ihnen immer besser und köstlicher geworden ist. Nur bei großen offiziellen Hofafeln und bei Hoffestlichkeiten kommen die Schätze dieses Weinkellers zu Tage. Unter gewöhnlichen Umständen trinken Kaiser und Kaiserin zu Tisch etwas Roselwein mit kohlensaurem Wasser. Die Kinder bekommen zur Hauptmahlzeit ein wenig Rotwein mit sehr viel Wasser gemischt. Der Kaiser trinkt lieber Bier als Wein, jedoch auch nur in außerordentlich bescheidenen Quantitäten. Selbst wenn der Kaiser im Kreise seiner Offiziere sitzt, wo er, um einen vulgären Ausdruck zu gebrauchen, ganz „aufstaut“ und sich durchaus als Kameraden giebt, trinkt er nie mehr als drei bis vier kleine Gläser Bier. Auch ein Freund des Berliner Weißbiers ist der Kaiser, jedoch nur im heißen Sommer. Die vielgenannte Gurkenbowle, die der Kaiser nach englischer Vorschrift bereiten läßt, ist keineswegs ein Getränk, für das der Kaiser besondere Vorliebe hat. Sie wird nur im Sommer hergestellt, weil sie, in Eis gesetzt, allerdings außerordentlich erfrischend ist. Die Dienerschaft des Kaisers, der Kaiserin und der Prinzen erfordert natürlich viel Personal und verursacht dem König von Preußen große Kosten. Die Dienerschaft wird vom Hofmarschallamt aus dirigiert, wie das Hofmarschallamt überhaupt diejenige Behörde ist, welche den Haushalt des Kaisers in Gang und in Ordnung zu erhalten hat. Das Hofmarschallamt ist also keine Staatsbehörde, sondern es ist ein Institut, das auf Kosten des Königs von Preußen gehalten wird. An der Spitze des Hofmarschallamts, welches allein ein Bureaupersonal von 60 Personen hat, steht der Oberhofmarschall und unter ihm eine Anzahl von Hofstaatssekretären, von Hofräten und Geheimen Hofräten, welche die verschiedenen Zweige der Verwaltung und des Haushalts bearbeiten. Dazu kommt das Kanzleipersonal, bei dem sich Rentanten, Buchhalter, Registratoren und Kanzleisekretäre befinden. Die Chefs der verschiedenen Abteilungen sind noch: Bauräte, Regierungsräte und Sanitätsräte. Zum Oberpersonal des Hofmarschallamts gehören auch der Küchenmeister und die Hofkuchin. Welch gewaltiger Apparat dieses Hofmarschallamts ist, und welche kolossale Arbeit dasselbe im Jahre zu leisten hat, geht wohl am besten daraus hervor, daß es in 18 Abteilungen eingeteilt ist, welche heißen: 1. Verwaltung, 2. Kasse, 3. Bureau, 4. Kanzlei, 5. Schloßbaukommission, 6. Verwaltung des Hohenzollernmuseums, 7. Justizangelegenheiten (der Dienerschaft und Beamten des königlichen Hauses), 8. Bibliothek und Kunstschätze, 9. Verwaltung der Privatbesitzungen, 10. unmittelbare Bedienung des Kaisers und der Kaiserin, 11. Hofkuchin, 12. Hofküche, 13. Hofkellerei, 14. Hofsilberkammer, 15. Weißzeugkammer und Waschhaus, 16. Schloßverwaltung für Berlin, Charlottenburg, Potsdam und Umgegend, 17. Hofholzdepot, 18. Hofbaudepot. Diese 18 Abteilungen repräsentieren die Verwaltung des Haushalts im engeren Sinne. Wie man sieht, sind unter den Abteilungen nicht genannt: der Marstall, das Hofjagdbamt, die Gartenintendantur, die Intendantur der königlichen Schauspiele, die Hofmusik. Da diese Institute und Verwaltungen aber nicht zu dem direkten Haushalt des Kaisers gehören, können wir sie hier sogleich außer Betracht lassen und uns nur an den engeren Wirkungskreis des Hofmarschallamts halten. Die Diener des Kaisers rekrutieren sich aus der Armee. Unteroffiziere oder Feldwebel, welche sich tadellos geführt haben und welche anstellungsberechtigt sind, können sich um Posten für die Dienerschaft des Kaisers bewerben. Als Lakaien und Kammerdiener werden nur Infanteristen angestellt. Die Marstallverwaltung dagegen rekrutiert die Kutscher und Vereiter aus Unteroffizieren und Feldwebeln der Kavallerie und Artillerie. Die Aspiranten für die königliche Dienerschaft müssen durchaus gesund sein, und man sieht darauf, daß es ansehnliche, große und stattliche Personen sind. Der Zubräng zu den Stellen, mit welchen Pensionsberechtigung verbunden ist, ist ein außerordentlich großer. Das Hofmarschallamt ist also in der Lage, eine sehr sorgfältige Auswahl unter den Kandidaten treffen zu können. Die Aspiranten erhalten erst Unterricht bei den Hofkuchin, lernen das, was auch ein Diener in einem vornehmen Hause wissen muß, und werden allmählich zu kleinen Dienstleistungen herangezogen, bis sie im Lauf eines Jahres vollständig für den Dienst ausgebildet sind und dann auch, außer freier Wohnung, ein höheres Gehalt als im Anfang erhalten. Die Leibjäger des Kaisers rekrutieren sich aus sämtlichen deutschen Jägerbataillonen, ebenso wie zu Dienern nicht nur Unteroffiziere und Feldwebel der preussischen Infanterie, sondern der Infanterie der gesamten deutschen Armee angenommen werden.



Signalist der Feldartillerie. Festungsbatterie. General im Mantel. Infanterie-Offizier (feldmarschmäßig). Kavallerist (feldmarschmäßig). Offizier des Radfahrercorps. Infanterist (feldmarschmäßig). Infanterist im kleinen Dienstanzug. Cleveland-Pionier.

Amerikanische Landtruppen. Originalzeichnung von Adolf Wald.



Infanterist auf Cuba. Jägerunteroffizier (feldmarschmäßig). Generalstabsoffizier. General in Parade. Lancier. Infanterie-Offizier auf Cuba. Kavallerist auf Cuba. Feldartillerist.

Spanische Landtruppen. Originalzeichnung von Adolf Wald.



5

Der Kaiser liebt es sogar, alle deutschen Volksstämme unter seiner persönlichen Dienerschaft vertreten zu sehen. Die Leibjäger müssen gelehrte Förster sein, müssen mindestens als Oberjäger in einem Jägerbataillon gestanden haben und müssen zur Anstellung im Forstdienst berechtigt sein. Man verlangt von ihnen also dieselbe Qualifikation, wie von einem königlichen Förster. Die Leibjäger haben den persönlichen Dienst beim Kaiser. Sie servieren bei Tisch, sie begleiten den Kaiser bei allen Ausfahrten, sind auf der Jagd Büchsenpanner und stehen dabei unmittelbar hinter dem Kaiser. Aus den Leibjägern werden nach längerer Dienstzeit die Hofsouriere gewählt. Es sind dies Leute, die gewissermaßen ein Mittelglied zwischen Dienerschaft und Beamten bilden. Sie sind dazu da, um die Dienerschaft zu beaufsichtigen, den Dienst einzuteilen und zu kontrollieren. Die Fouriere bestimmen, wofür sie zu verrichten hat. Sie führen die Oberaufsicht und dienen bei Reisen des Kaisers und der Kaiserin als Reiseturiere und Quartiermacher, indem sie vorausfahren und alles für die Aufnahme, respektive Unterkunft des Kaisers und der Kaiserin anordnen und bereiten. Die Hofsouriere finden gewöhnlich in höherem Alter Verwendung als Kastellan oder Schloßaufseher. Die Kammerdiener des Kaisers und der Kaiserin rekrutieren sich aus den Lakaien und aus den Leibjägern. Es sind dies ältere, sehr zuverlässige und gebildete Leute, die immer abwechselnd 24 Stunden im Dienst bleiben und dann wieder für 48 Stunden abgelöst werden. Der Kaiser hat vier Kammerdiener, die Kaiserin zwei Kammerdiener. Die Kammerfrauen der Kaiserin, die Garderobieren rekrutieren sich aus den weiblichen Nachkommen der königlichen Dienerschaft. Es ist ja eigentlich selbstverständlich, daß bei den günstigen Lebensverhältnissen, die einem königlichen Diener oder einer Dienerin winken, ganze Generationen von Dienerfamilien im persönlichen Dienst eines Hofes bleiben. Es ist ferner selbstverständlich, daß die Söhne wieder als Diener oder im Marstall, in den Gärtnereien, wo es auch immer sei, Verwendung finden, und es ist ebenso selbstverständlich, daß die Töchter der Diener, je nachdem sie sich dazu eignen, ebenfalls in den verschiedenen Posten, die mit weiblichem Personal besetzt sind (Wäschekammer, Silberkammer), oder im persönlichen Dienst der Kaiserin und der Prinzessinnen verwendet werden.

Die Diener, welche Dienst haben, also die Kammerdiener während ihrer 24stündigen Tätigkeit, die Lakaien, die Kutscher, die Fouriere werden, da sie sich ja nicht von ihrem Posten entfernen dürfen, aus der Hofküche gespeist. Der Kaiser zahlt an die Hofküche nicht nur für seine Dienerschaft bestimmte Gelder für jedes Couvert, er hat es auch mit der Küche ausgemacht, daß er nur dasjenige bezahlt, was wirklich entnommen worden ist. So bezahlt der Kaiser die täglichen Couverts, das ist Frühstück und Mittag für sich, die Kaiserin, die Kinder und für das Gefolge mit je 7 Mark 50 Pfennig. Die Küchenverwaltung muß daher sehr sorgfältig wirtschaften, denn wenn sie auch manchmal bei diesen Menüs etwas verdient, muß sie in anderen Fällen wieder Geld zusehen. Der Kaiser, der aber, was seine Person anbetrifft, der äußersten Sparsamkeit huldigt, hat diese Bezahlung der einzelnen Couverts eingeführt, um auch die Küchenverwaltung zum genauen Wirtschaften zu veranlassen. Es wird sich jede Kaiserin selbst sagen können, was manchmal unnütz in einer solchen Hofküche verwendet werden mag, was fortkommt, wenn nicht eine so genaue Wirtschaft geführt wird, wie in der preussischen Hofküche. Für große Hofafeln, für Festlichkeiten verabredet der Kaiser stets mit der Küchenverwaltung besondere Preise für das Couvert. Es werden dann für jedes servierte Couvert 20, 25, 30 und mehr Mark an die Küchenverwaltung gezahlt. Natürlich verstehen sich alle diese Preise ohne Wein. Die Küchenverwaltung hat ja auch nichts mit dem Wein zu thun, der Wein versteht vielmehr der Verwaltung der Kellermeisterei, die aus einem Kellermeister, einigen Küfern und Gehilfen (alles königliche Diener) besteht.

Gewissermaßen zum Familienkreis, sicher aber zum intimsten Haushalt des Kaisers und der Kaiserin gehören die Damen und Herren des Gefolges. Diese Persönlichkeiten der nächsten Umgebung wohnen mit den Majestäten zusammen im Schloß. Einzelne speisen mit ihnen zusammen beim Diner, werden zu allen Zeiten aus der Hofküche versorgt, erhalten außer der eignen Dienerschaft noch königliche Dienerschaft gestellt, haben ein Recht auf die Benutzung der Wagen und Pferde aus dem königlichen Marstall und begleiten die Majestäten auf allen Reisen. Ein großer Teil dieser Persönlichkeiten bezieht auch noch Gehälter aus der Privatschatulle des Kaisers und wird bei allen offiziellen Gelegenheiten, wie bei Geburtstagen, zu Weihnachten und so weiter mit reichen Geschenken bedacht. So zum Beispiel: der Obergouverneur der ältesten Prinzen, der mit ihnen in Plön lebt, die Militärgouverneure der jüngeren Prinzen, die noch zu Hause

sind, die Hauslehrer, die Gouvernanten, die Bonnen. Die nächste Umgebung der Kaiserin bilden: die Oberhofmeisterin, drei Hofdamen, die aus den angesehensten Familien des Landes gewählt werden, dann ein Oberhofmeister, welcher gleichzeitig der Chef des Kabinetts der Kaiserin ist (durch dieses Kabinett gehen alle Gesuche, Bitten und so weiter, die an die Kaiserin gerichtet sind). Ferner gehören zum Hofstaat der Kaiserin zwei dienstthuende Kammerherren. Das Gefolge des Kaisers besteht aus einem dienstthuenden Generaladjutanten und aus sechs Flügeladjutanten.

Was die Wohnung der kaiserlichen Familie anbelangt, so ist es ja im allgemeinen bekannt, daß während der wärmeren Jahreszeit und über den Herbst hinaus das „Neue Palais“, das von Friedrich dem Großen in der Nähe von Potsdam erbaut ist, und das innerhalb eines wunderbaren Parkes liegt, zum Aufenthaltsort der königlichen Familie dient. Die Eisenbahnstation heißt Wildpark, und während der Anwesenheit des Kaisers ist ein besonderes Telegraphenbureau im Schloße eingerichtet, durch welches der Kaiser sich direkt mit der ganzen Welt in Verbindung setzen kann. Die kaiserliche Familie verbringt auch jetzt stets das Weihnachtsfest im Neuen Palais und kehrt erst im Anfang Januar, wenn die großen Hofgesellschaften beginnen, nach Berlin zurück. Hier ist das alte Hohenzollernschloß die Residenz der Kaiserfamilie. So riesengroß aber das Schloß aussieht, so massig und einheitlich sieht seine Außenseite präsentiert, ist es doch durchaus kein angenehmer Aufenthalt. Das Schloß ist kein einheitlicher Bau. Es ist jahrhundertlang daran gebaut worden. Bald wurde hier, bald dort ein Seitenflügel angefügt, ein Verbindungsflügel gebaut. Das hat zur Folge, daß das Schloß gründlich „verbaut“ ist. Durch sehr kostspielige Umbauten hat der jetzige Kaiser wenigstens die Repräsentationsräume, die für die großen Feiern und Festlichkeiten gebraucht werden, modernisiert. Ein Teil dieser Riesenräume hatte früher nicht einmal Bordertreppen, sondern nur schmale Hintertreppen, und bei großen Hofafeln mußten die Speisen über zwei Höfe und dann die Hintertreppen hinaufgetragen werden. Die Wohnräume, die der Kaiser für sich, seine Gemahlin und seine Kinder hat einrichten lassen, sind ja jetzt sehr schön geworden, es ist aber im Schloß gar kein Platz für Verbesserungen, die mit dem Heranwachsen der Kinder notwendig werden. So fehlt zum Beispiel ein Schulraum für die kleinen Prinzen, und die Kinder müssen jeden Morgen nach Schloß Bellevue (im Tiergarten) fahren, weil dort Schulzimmer eingerichtet sind. Besonders schlechte Unterkunft, wegen unzulänglicher Räumlichkeiten, aber bietet das königliche Schloß für das Gefolge. Für die ältesten kaiserlichen Prinzen wird jetzt schon das Schloß in Charlottenburg zum Teil umgebaut, und sind erst alle Prinzen größer geworden, so wird es der kaiserlichen Familie wegen Raum mangels in den Schlössern niemals möglich sein, zusammen an einem Orte zu wohnen. Die Beleuchtung erfolgt im königlichen Schloß in Berlin durch elektrisches Licht, und zwar hat das Schloß eine eigne Beleuchtungsanlage, deren starke Maschinen es gestatten, bei großen Festlichkeiten blendende Lichteffekte anzuwenden. Bei besonders feierlichen Gelegenheiten bedient man sich der Wachskerzen zur Beleuchtung.

Die Heizung der kaiserlichen Wohn-, Arbeits-, Schlaf- und Gesellschaftsräume erfolgt durch Holz. Das Brennmaterial ist von dem oben erwähnten Hofholzdepot zu beschaffen. Holz dient auch als Feuerungsmaterial für die Dampfheizung, die in Potsdam für Vestibüle, Korridore und Repräsentationsräume angewendet wird. Der Holzverbrauch ist natürlich ein kolossaler. Nur um die Zimmer der Kaiserin zu heizen, werden im Neuen Palais an sehr kalten Tagen 75 Tragkörbe Holz täglich gebraucht.

Wie bereits erwähnt, ist das Hofmarschallamt die Privatinstitution des Kaisers, die den ganzen Haushalt zu leiten und in Ordnung zu halten hat. Man wird es sich selbst sagen, daß diese Aufgabe eine ganz kolossale Arbeit erfordert. Leider wird aber die große Arbeit des Hofmarschallamts noch dadurch vermehrt, daß das Publikum nicht genügend über gewisse Dinge und Verhältnisse bei der Regierung und bei Hofe aufgeklärt ist, obgleich dies dringend notwendig wäre. Die folgenden Zeilen sollen in aller Kürze die allernotwendigste Aufklärung geben. Das Hofmarschallamt ist zum Beispiel nicht zuständig in Gnadenfachen. Trotzdem werden Tausende von Gnaden gesuchen jährlich an das Hofmarschallamt des Deutschen Kaisers gerichtet. Gnadengesuche beziehen sich auf eine Regierungshandlung des Königs und Kaisers, und das Hofmarschallamt ist keine Regierungsbehörde. Bittschriften, die sich auf Militärangelegenheiten, auf Anstellungen bei der Regierung und so weiter beziehen, sind ebenfalls nicht an das Hofmarschallamt zu richten, da es sich dabei um Regierungsangelegenheiten handelt. Die zuständigen Adressen für solche Gesuche sind das Geheime Zivil- oder Geheime Militärkabinett des Kaisers. Unterstützungsgesuche, in denen sich

der Schreiber an die Mithätigkeit des Kaisers wendet, gehören dagegen in das Ressort des Hofmarschallamts, weil es sich hier um eine Privatangelegenheit des Kaisers handelt. Es mag gleich erwähnt werden, daß solche Unterstützungsgesuche nur in den seltensten Fällen berücksichtigt werden können. Wollte der Kaiser allen Leuten, die ihn um Geld angehen, gerecht werden, so würde er mit 50 Millionen jährlich nicht reichen. Es wird ferner auf kein Unterstützungsgesuch geantwortet, bis nicht die Heimatsbehörden des Bittstellers schriftlich um ihre Ansicht gefragt sind. Erst wenn diese erklären, das Bittgesuch sei motiviert und wenn die bittstellende Person würdig, erfolgt eine Zumenbung. Wenn, wie erst vor ganz kurzer Zeit, ein Junge von zwölf Jahren an den Kaiser schreibt, er möchte gern Akrobat werden und bitte, ihm dazu hundert Mark zu schenken, so erfolgt natürlich eine Ablehnung, aber auch nicht, ohne daß vorher die Heimatsbehörde des Knaben in dieser Angelegenheit befragt worden wäre.

Der Kaiser hat sofort nach Antritt seiner Regierung dem Hofmarschallamt die strenge Weisung gegeben, alle Geschenke, die für ihn von unbekannten Personen eingehen, ohne weiteres und unter allen Umständen zurückzuweisen. Trotzdem leidet das Hofmarschallamt noch sehr unter diesen Geschenken, die immer dort wieder eingehen, weil im Publikum über gewisse Dinge geradezu kindische Anschauungen herrschen. Da glaubt irgend ein harmloser und doch spekulativer Biedermann in der Provinz, wenn er dem Kaiser einen dreifürten Star einschicke, der das „Heil dir im Siegerkranz“ pfeifen kann, er dafür als Gegengeschenk vom Kaiser mindestens den schwarzen Adlerorden oder doch dreitausend Mark in bar bekommt. Der Star geht aber ohne weiteres an den Absender zurück. Kaufleute und Industrielle drängen sich mit Geschenken heran, weil sie entweder ein kaiserliches Dankschreiben erwarten, mit dem sie dann Reklame treiben können, oder weil sie gar hoffen, für das Geschenk sofort zum Hoflieferanten ernannt zu werden. Der Kaiser verleiht aber prinzipiell den Hoflieferantentitel außerordentlich selten, und am allerwenigsten infolge eines Geschenkes. Die abgewiesenen „Schenker“ versuchen dann noch einmal, an den Kaiser heranzukommen, indem sie die Sache zum Kauf anbieten. Gekauft werden aber nur besonders hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Kunst und des Kunstgewerbes und Antiquitäten besonders hervorragender Art.

Spanische und amerikanische Landtruppen.

(Bild 6. 520.)

Wie die Verwicklung zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten von Nordamerika schließlich ausgehen wird, das läßt sich heute schon mit ziemlicher Gewissheit voraussehen. Die Kräfte sind zu ungleich, wenn ein Volk von 66 Millionen mit unerschöpflichen Hilfsquellen einem Staatswesen von 18 Millionen gegenübersteht, das durch den Aufstand in Kuba bereits an den Anfang vom Ende seiner militärischen und finanziellen Leistungsfähigkeit gebracht worden ist. Die patriotische Begeisterung der Hidalgo's vermag daran nicht viel zu bessern. In Bezug auf Landtruppen hat freilich zunächst Spanien einen Vorsprung, infolge der allgemeinen Wehrpflicht; es verfügt über 56 Regimenter Infanterie (zu zwei Bataillonen) und 20 Jägerbataillone des stehenden Heeres, dazu 50 Regimenter und 10 Jägerbataillone der Reserve. Die Kavallerie zählt 28 Regimenter Linie und 14 Reservebataillone; die Artillerie 14 Feld-, 2 Gebirgsregimenter, sowie 13 Bataillone Festungsartillerie. Die technischen Truppen umfassen 4 Regimenter Sappeure, ein Regiment Pontoniere, ein Eisenbahn- und ein Telegraphenbataillon. Die gesamte Kriegsmacht beträgt, die ältesten noch waffenfähigen Jahrgänge inbegriffen, etwa 850 000 Mann.

Das stehende Heer der Vereinigten Staaten soll 30 000 Mann stark sein, doch ist es kaum vollständig; es ergänzt sich durch Werbung und umfaßt 25 Regimenter (davon zwei aus Negern bestehend) Infanterie, 10 Regimenter Kavallerie, 5 Regimenter Artillerie und ein Pionierbataillon. Im Kriege soll sich das Heer durch Freiwillige verstärken auf 120 000 Mann; dazu kommen noch die Milizen, alle Waffenfähigen vom 18. bis 45. Jahr umfassend. Militärisch ausgebildet oder doch sofort verwendbar sind angeblich 120 000 Mann. Die kriegsbrauchbare, aber ganz unausgebildete Mannschaft soll 9 1/2 Millionen zählen. Jedenfalls erfreuen sich die Vereinigten Staaten der Möglichkeit, bei längerer Dauer eines Krieges ihr Heer beständig zu vermehren, was für den Endausgang entscheidend werden muß.

—h.

Rückkehr vom Hyde Park in London.

(Bild 6. 521.)

Im Westen von London, im vornehmsten Kirchspiel Westminster, erstreckt sich, in kurzer Entfernung von der Westminsterbrücke beginnend, eine Reihe von Parks und öffentlichen Gärten bis zum Kensington-Palast. Zunächst der Themse liegt der St. James Park, an dessen Ende der Buckinghampalast sich befindet, mit den dazu gehörigen Palace Gardens (Palastgärten). Nördlich davon zieht sich der Green Park (Grüne Park) hin in Gestalt eines Dreiecks, an dessen Spitze die beiden Straßen Piccadilly und Grosvenor Place zusammenstoßen. Beide sind nur an einer Seite mit Häusern besetzt; Piccadilly schaut auf den Green Park, Grosvenor Place auf die Palace Gardens. Der

Plan, an dem die beiden Straßen zusammenlaufen, ist der Hyde Park Corner. Ein Triumphbogen bildet den architektonischen Abschluß der Palace Gardens; der Eingang in den Hyde Park ist der mehrteilige Portikus, den unsere Abbildung zeigt. Hinter dem Portikus gehen die Fahrstraßen und Fußwege strahlenförmig auseinander. Der Hyde Park umfaßt an 16 Quadratkilometer; an ihn schließen sich, nur durch einen langen Teich (den Serpentine) getrennt, die Kensington-Gärten. Der Hyde Park ist größtenteils hoch gelegen, trocken und nur spärlich mit Bäumen bepflanzt. Er gilt als die luftigste und gesundeste Gegend Londons; dem Fußgänger stehen viele wohlgepflegte Spazierwege zur Verfügung. Für die Kutschfahrten der eleganten Welt bieten die vorzüglichen Fahrstraßen, von denen alle dem öffentlichen Verkehr dienenden Fuhrwerke ausgeschlossen sind, einen ausgiebigen Spielraum. Für die Reiter ist die sogenannte Rotten Row vorbehalten, in einer Ausdehnung von zwei englischen Meilen, deren feiner Kies ein Ausgleiten der Pferde selbst beim schärfsten Galopp ungefährlich macht. Der Schauplatz der eleganten Welt ist der Hyde Park nachmittags von fünf bis sieben Uhr in den Frühlingmonaten April bis spätestens Juli. Dann haben sich die oberen Zehntausend auf ihre Güter zurückgezogen oder sind auf Reisen gegangen. Die Sitte, die starrten Anschauungen über das Anständige und Feine beherrschten das Leben der vornehmen Kreise Englands mit einer Tyrannei, gegen die es keine Auslegung giebt.

Mascha.

Eine Erzählung aus dem Artistenleben

von

Signor Saffarino.

Sie war ein Kofakenkind, die Mascha nämlich, meine Pflgetochter, und „Kohelplan“ ein kleiner ruffo-arabischer Hengst. Wir drei bildeten ein recht heruntergekommenes Trio, von dem kein Hund ein Stück Brot genommen, wenn es „Kohelplan“ verschmäht hätte. So etwas aber that das brave Tier nicht, das Pferdchen hatte immer Hunger, und wir auch.

Zur Mascha kam ich auf sonderbare Weise, zum „Kohelplan“ nicht. Vesteren hatte ein Zigeuner aus dem Gestüt geholt und mir für dreißig Rubel verkauft, das Mädchen aber wurde mir von einer Voltigier-reiterin anvertraut, die mit mir bei Akim ritt und die sich eines schönen Tages „weh“ that. Wir trugen die Arme hinaus in den Stallgang, und dort starb sie. Der Hufschlag des Pferdes hatte ihr innerliche Verletzungen beigebracht.

„Nehme die Mascha mit dir, Kamerad,“ flüsterte mir die arme Frau zu, als ihr Atem stockender und stockender wurde. „Du wirst nicht viel Last mit ihr haben, sie kann reiten — ihr Vater war Kofak!“

Ja, das konnte sie, die kleine, rothaarige Dirne, ein unentwickeltes Kind von zehn Jahren noch, aber mit Muskeln und Sehnen von Stahl. Bis jetzt hatte Mascha noch nicht auf dem Programm gestanden, denn ihre Mutter, eine schlachthaarige Schönheit der Steppe, höchstens sechsundzwanzig Jahre alt, von üppigem Wuchs und herrlichem Ebenmaß der Glieder, hielt mit einer bravoursöfien Voltige das Publikum im Bann; nun aber mußte die Tochter mitverdienen helfen, denn meine Gage bei Akim war nur gering und reichte kaum für mich und „Kohelplan“.

Nachdem wir die Mutter begraben, nahm ich mir einen Tag darauf das Mädchen vor.

„Du hast jetzt niemand auf der Welt mehr, der für dich sorgt, Mascha. Deiner sterbenden Mutter habe ich versprochen, mich deiner anzunehmen. Das thust du natürlich, und du wirst mir gehorham sein in allen Dingen. Wir fangen morgen in der Frühe an zu proben. Du wirst auf „Kohelplan“ ohne Sattel arbeiten und voltigieren.“

Mascha blickte mich mit ihren verweinten Augen verwundert an.

Selbstredend würde sie morgen reiten.

Sie war ja ein Kofakenkind.

Um das recht zu verstehen, muß man die Kofaken reiten gesehen haben. Sie sind das zweite Ich, die Ergänzung des Pferdes. Ihre Uebungen grenzen an das Unglaubliche, ans Traumhafte; sie sind mit dem Pferde gleichsam verwachsen, es ist ein staunenswertes Miteinanderarbeiten — der Reiter weiß jedes Zucken, jedes Vibrieren seines Tieres im vorhinein, er benutzt dasselbe, arbeitet mit demselben; der Gaul erseht ihm den ebenen Boden. Auf der Erde watschelt und wankt der Kofak wie der Matrose auf dem Festlande oder wie ein ergrauter Kunstreiterprinzipal — auf dem Pferde tanzt er wie eine Sylphide. Der Boden ist für ihn die Unsicherheit, der Pferderücken die Sicherheit. Auf dem Boden ist der Kofak nicht gelenkiger wie eine Schildkröte, auf dem Pferde ist er unfähig, unbefieghar.

Die weiten Flächen der Steppe, die Futtergründe des Don haben dies gethan, das intime Verhältnis zwischen Pferd und Mensch hervorgezaubert. Es hat sich die Freundschaft des Steppenpferdchens zum Menschen vererbt, viele Generationen hindurch. Und jene schaurig klingende Mär von Maseppa, der, auf den

Rücken eines Kofakenpferdes gebunden, von demselben nicht zu Tode geschüttelt, gebodt und geschleift, vor allem aber nicht zu Tode gewälzt wurde, ist eine ganz natürliche Sache, die freilich dem Engländer mit seinen stolzen, eigenwilligen, hochmütigen und bockenden Pferden wie ein Wunder erscheinen mußte — ein Wunder, das Byron mit den Sonnenstrahlen und Sturmwolken seiner Poesie umkleidete.

Was Wunder, wenn Mascha sich auf „Kohelplan“ sehr bald recht wohl fühlte, nicht mehr von ihm zu trennen war? Sie waren das, was die flammefischen Zwillinge, die doppelköpfige Nachtigall waren. Mascha spielte mit dem klugen edeln Hengste, schlief mit ihm und träumte mit ihm. Sie waren unzertrennlich.

Sie stahl für ihn Möhren und Zucker, vernachlässigte keine Kopeke, die ihr zugeworfen wurde, sondern sammelte und sammelte, bis sie einen halben Rubel zusammen hatte, und dann kaufte sie Hafer. Und wenn ich das Mädchen suchte, so fand ich es nur bei dem Hengste, auf dem Futterkasten lauernd, ihm erzählend in den fremden Lauten ihrer Sprache, von der Steppe und ihren Blumenwiesen, ihren Reitern und ihren Pferdedieben.

Wir waren bereits über ein Jahr zusammen, als uns ein harter Schlag traf. Herr Akim war eines Montags morgens mit der gesamten Einnahme des Sonntags verschwunden, fort, da ihm der Boden in Kiew zu heiß wurde. Wir lagen auf der Straße, ohne Geld, ohne Engagement. Die paar Rubel, die ich noch besaß, wurden als Depefchengelühren benutzt — allein umsonst, kein Engagement wurde uns angeboten. Kein Wunder auch: ich war zu unbedeutend und Mascha noch unbekannt.

Und als wenige Wochen nach der Katastrophe die letzte Kopeke ausgegeben, da machten wir uns auf den Weg nach Westen, nach Polen, nach Deutschland.

Das waren gar böse Tage. Am Tage apportierte „Kohelplan“ und ich machte Fagen. Für einige Kupfermünzen. Am Abend lauerten wir auf einer Lehntenne oder im Busch des Rains und hungerten.

Wir kamen aber doch an die Grenze bis Thorn, bis Bromberg. Und hier erhielten wir bei dem alten Francois Goldkette ein bescheidenes Engagement.

Was soll ich weiter erzählen von unsern Kämpfen, Sorgen, unsern Freuden? Mascha wuchs heran zu einer wilden Schönheit des Jahrmarkts, zu einem berückenden, sinnverwirrenden „Star“ des Wander-circus. Sie war gar bald die reitende Primadonna des „Grand Cirque roumain“ des Herrn Francois Goldkette.

Doch diesem würdigen Kunstreiterprinzipal und auch mir sollte ein großer Schmerz bereitet werden, als Mascha sechzehn Jahre alt war. Da droben in Ostpreußen war es, in einer kleinen Kreisstadt. Da sah er sie zum erstenmal. Dieser „Er“ war ein junger Gutsbesitzer, eine gute Seele, dessen ganzer Stolz bisher sein blonder gewirbelter Schnurrbart, sein Trakehner Fuchshengst „Adolar“ und seine Vizewachmeistercharge gewesen. Da kam ihm Mascha vor die Augen, und da war es auf einmal mit der Seelenruhe des Herrn Arthur Branden vorbei. Er war außer Rand und Band.

Jeden Abend erschien er im Circus und erwartete mit nervöser Ungeduld die Voltigiernummer der Mascha. Bisher hatte das kleine Ding nur Apfelsinen erhalten — jetzt bekam es Blumen und Brillantsteine. Und den Edelsteinen folgte eines Abends im Stallgange eine feurige Liebeserklärung des langen Ostpreußen.

Da ließ die Mascha zwei weiße, glänzende Reihen Perlenzähne sehen und lachte dem Gutsbesitzer gerade-weg ins Gesicht.

„Sie wollen mich heiraten — und ich soll mit auf Ihr Gut? Ja, was soll aber aus „Kohelplan“ werden, und was wird mein Pflegevater dazu sagen und der Prinzipal? Das geht nicht so schnell bei uns Wander-künstlern.“

„Ihr Pflegevater dürfte kaum etwas dagegen haben, Fräulein Mascha, der Kontrakt mit Herrn Goldkette wird gekündigt und „Kohelplan“ geht mit — höchst einfach!“

Nun, wie Herr Branden es weiter gemacht hat, die Mascha für sich einzunehmen, weiß ich nicht. Wir legten aber dem Mädchen keine Hindernisse in den Weg, da es aller Wahrscheinlichkeit nach sein Glück machte, und es war im Schlesischen, ein halbes Jahr später, als nach Ueberwindung zahlloser Schwierigkeiten, hervorgerufen durch gesetzliche Formalitäten, Fräulein Mascha Kasimiroff Frau Arthur Branden wurde. Ich bekam den braven „Kohelplan“ anständig bezahlt, wünschte der Mascha von Herzen Glück auf den Weg und zog mit Herrn Goldkette weiter.

Was ich nun weiter melde, ist der jungen Frau nachherzählt, als mich das Paar vier Jahre später am Rhein besuchte.

Die beiden Leuten waren überglücklich im Sonnen-glanz der jungen Ehe. Die Blume der Steppe, dieser Typus eines unsteten Wanderlebens, schiedte sich gar bald in die geordneten Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft und lernte selbst im Damensattel auf dem

kleinen Araber reiten. Auf dem Schimmel begleitete sie den Gatten auf seinen Berufsritten durch Flur und Wald, ohne freilich die verwegene Fertigkeit zu erlangen, durch die sie sich immerdar als Voltigierreiterin aus-gezeichnet hatte. Mascha war im Damensattel steif, hölzern, der sich widersprach dem Naturell des Kofaken-rittes.

Ohne Sattel, rittlings, war sie gleich einer Winds-braut, wie der West, der mit den Blumen kost, wie ein Gewitterregen, der auf die Blätter prasselt, im Sattel eine geschnürte Konfektionseuse, ein schönes Fragezeichen, ein Modell für ein Modejournal.

Und mit der Zeit kam auch die Langeweile, das unwiderstehliche Heimweh nach dem Circus.

Langsam und trostlos zogen Herbst und Winter in Regenschauern und Schneestürmen dahin. Selbst an der Seite des geliebten Gatten schauerte sie oftmals zusammen, wenn der Wind die alte Wetterfahne auf dem Giebel knarren ließ, die weißen Flocken Gut und Flur mit einem dichten Leichentuch bedeckten und auf den Höfen die Hunde bellten.

O, könnte sie doch nur noch einmal sich an dem brausenden Leben des Bankstentums ergötzen, nur noch einmal den gliedernden Flittertanz des Circus auf sich wirken lassen, die rauschende Musik, die schrillen Rufe der Kunstreiter hören, das Weisfallstampfen der Menge und das Krachehen des Prinzipals.

Mascha steckte das Köpfchen in die warme Luft des Zimmers wie ein nüsternblühendes Pferd. Allein sie jagte nur ein Pariser Parfüm ein — keinen Duft von Schweiß und Sägespänen und Mist. Und der Mann betrachtete die kleine Frau mit besorgten, mißtrauischen Blicken.

Da kam der Frühling ins Land und mit ihm ein kleiner Wandercircus in die Kreisstadt. Wie gebannt blieben die Augen Maschas auf der Annonce im Kreisblatt haften, in welcher der „Königlich niederländische Circus“ Marl van Os eine große Galavorstellung in equestrischen und gymnastischen Künsten zum Besten notleidender Künstler ankündigte.

Die „Notleidenden“ waren Mitglieder des „Königlich niederländischen Circus“.

In Mascha siebte es. Morgen fuhr ihr Gatte zu wirtschaftlichen Beratungen in die Umgegend — er würde es nicht erfahren, daß sie für drei, vier Stunden in der Stadt abwesend gewesen.

Sie wollte „Adolar“ nehmen, der griff besser aus, mit dem konnte sie in einer kleinen Stunde in der Stadt sein.

Schwere Kämpfe hatte die kleine Frau hinter sich, als sie am andern Tage am späten Nachmittag dem Kutsher befahl, dem Trakehner den Damensattel auf-zulegen.

„Dem „Adolar“?“ fragte der Knecht erstaunt.

„Ganz recht, dem „Adolar“!“

Als Mascha wieder den Sattel unter sich fühlte, war alle Bangigkeit aus ihrer Seele verschwunden. Mit blühenden Augen und geröteten Wangen ritt sie die Landstraße dahin, erst im Schritt, dann Trab, dann im Galopp. Und doch — so ganz anders als wie „Kohelplan“ ging der „Adolar“. Der war kein Damenpferd und eine kräftigere Hand gewöhnt wie die in der letzten Zeit recht zart und rosig gewordene des ehemaligen Bankstentens. Zuerst machte es Mascha vielen Spaß auf dem großen Trakehnerhengst, der nervös aufjuckte, wenn er einen leichten Gertenschlag bekam; als das Pferd aber immer unruhiger wurde und gar versuchte, sich der ungewohnten, leichten Last zu entledigen, da mußte die Frau alle ihre Kunst in Anwendung bringen, um nicht auf die Erde zu kommen.

Ein schwerer Reitstich verursachte, daß der Hengst aus dem Galopp ins Rennen kam.

Und was der wilden Steppenreiterin ein leichtes gewesen, wenn sie rittlings auf dem blanken Pferde-rücken gesessen — im Damensattel war sie steif und unbeholfen und nicht in der Lage, das durchgehende Pferd wieder in die Gewalt zu bekommen.

O, welch eine Schmach für ein Kunstreiterkind!

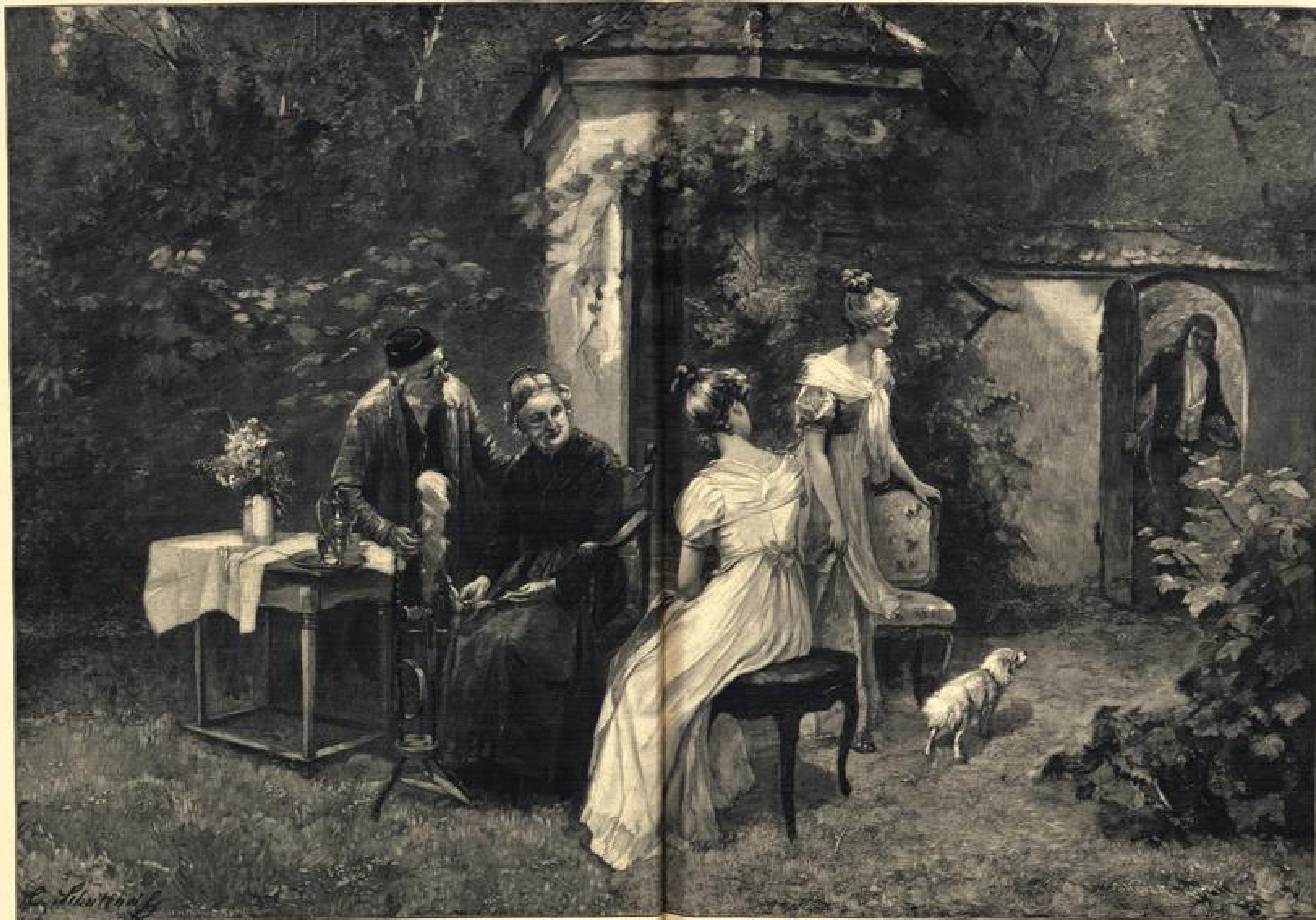
Was würde Herr Akim gesagt haben und was Herr Goldkette, wenn man sie so gesehen hätte! Sie, die bravoursöfeste Voltigierseuse, die man einst kannte. Und jetzt — wie hilflos, wie erbärmlich, in der Gewalt eines — Pferdes.

Das Mädchen erstarb ihr auf den Lippen, denn der Tod startete der jungen Frau ins Antlitz. Sie sah sich liegen, dort zwischen dem Meilenstein und der Pappel, als unerkennbare Masse, blutig und zerrissen, und über sich Arthur gebeugt.

Und immer rasender, gleich einem abgeschossenen Pfeil, flog der Hengst dahin. Hat sie denn wirklich ihr schönes warmes Nest verlassen wollen, ihr molliges Heim zwischen Blumenranken und Blütenzweigen? Und das um eine Stunde Flittertanz und Mistgeruch? Um eine Stunde nur Vagantenglück und Vagantenleid zu genießen?

Der Wind weht ihren Hut vom Kopf und zerzaust ihr das Haar.

Ist es nur ein Traum oder ist es Wirklichkeit?



„Als der Großvater die Großmutter war.“ Nach dem Gemälde von E. Schultze.

Die Besetzung der Photographischen Gesellschaft in Bonn.

Ach nein — es ist kein böser Traum. Die zitternden Hände, die sie in ihrer Angst in die Mähne des scheuen Pferdes vergräbt, machen es ihr klar, daß es eine böse Wirklichkeit ist.

Mein Gott, hat sie denn so schlimm gefehlt? Ist es denn so etwas sehr Böses, sich zu sehnen nach dem bunten Lichterschein des Tages, nur eine Stunde lang zu schwelgen in den rauhen und doch so lieben Accorden der Jugend? Sie ist ja sonst so brav — muß sie denn gleich so hart bestraft werden, weil es sie einmal mit magischer Allgewalt zu den Kellern des Gehirns zieht?

Und immer weiter.

Und immer rasender.

Ihre Kräfte verlassen sie. Mascha sieht nur noch, wie die einhertrabenden Bauern entsteigen auseinanderstieben, als sie die wilde Jagd auf sich zukommen sahen, wie ein Sturmwind an einem Novembertag, Aeste knirschend und Wellen peitschend.

„Abolar“ ist über und über mit Schaum bedeckt und aus der linken Flanke rieselt das Blut.

Da plötzlich scheint ihr, als sei es mit der Kraft des Tieres zu Ende. Der Lauf ist weniger rasend und wird schwächer.

Da bricht das Pferd zusammen und im Sturz springt Mascha aus dem Sattel. Sie hatte die alte Spannkraft der Kunstreiterin wieder gefunden. Die junge Frau blieb unverletzt.

Doch was war das? Sie befand sich nur wenige hundert Meter von ihrem Heim entfernt — der Hengst mußte daselbe auf der Chaussee in einer wahnsinnigen Jagd umkreisen haben.

„Mascha! Mascha!“ ruft es ihr angsterfüllt entgegen. Es ist ihr Mann, der aus dem Thorweg gestürzt kommt. Sie fällt ihm ohnmächtig in die Arme.

„Weib, wie konntest du den ‚Abolar‘ reiten?“ kam es vorwurfsvoll von seinen Lippen, als sie wieder erwacht und er neben ihrem Lager sah, ihre Hände in den Händen haltend. „Ein großer Gott hat schützend seine Hände über dich gehalten, denn wie leicht konntest du mit dem Pferde sterben!“

„Ist ‚Abolar‘ tot?“ fragte sie mit leiser Stimme, während große Thränen in ihre immer noch angst-erfüllten Augen traten.

Er nickte nur.

„Verzeih“, flüsterte Mascha, „verzeih — mein süßer Mann. Ich bildete mir ein, ein Vögelein zu sein in einem vergoldeten Käfig, das da einst hineingeflogen ist im Herbst vor Stürmen und Wettern und das da gefüttert wurde von einem blondlockigen Prinzen die langen Wintertage hindurch, blondlockig und gefährlich. Und als der Frühling kam und die Meisen zirpten, die Rosen blühten und die Sonne warm und belebend auf die Auen ihre Strahlen senkte, da sehnte sich das Vögelein wieder einmal hinaus in die goldene Freiheit des Wanderlebens, es wollte für einen Augenblick nur statt des Prinzen einen Zigeunerbuben sehen, mit bunten Lappen um den Leib, Trottelhaaren und Kohlenaugen. Doch kaum hatte das Tierchen seinen Käfig verlassen, als auch schon ein Sperber zum tödlichen Fang aus hohen Lüften herniederschob; mit großer Mühe rettete sich das Vögelein zurück in den Käfig. Und vergessen waren Winderlust und Verchenschlag, Zigeuneraugen und wilde Rosen... Arthur — ich werde nie mehr reiten!“

„Als der Großvater die Großmutter nahm.“

(Bild S. 524 und 525.)

Seine Ehrwürden der Herr Pastor Primarius, Magister Johannes Holzmann, an der Apostelkirche von Tschowitz ist ein treuer Hirte der ihm von Gott und dem hohen Consistorio anvertrauten Gemeinde; er kennt alle Sorgen und Freuden vieler Tausende Kinder von Grund aus, und in seinem Studierzimmer, mit der stattlichen theologischen Bibliothek an den Wänden, ist er's nicht anders gewohnt, als daß alle Augenblicke ein Besuch kommt, sei's, um seinen Rat zu erholen oder auch um das schwere Herz auszusprechen. Aber wenn er an schönen Sommernachmittagen im Pastoratgarten sich ausruht im Kreise seiner Lieben, sich den Luxus des teuren Trankes aus der Levante vergönnt und dazu den Extrakt aus der langen Pfeife schmaucht, da muß es schon ein ganz besonders wichtiger Besuch sein, der sich die Freiheit nimmt, den alten Seelenhirten in seiner Behaglichkeit zu stören. Deshalb erhebt er sich jetzt auch mit Spannung und Befremdung zugleich, wie der rostige Riegel freigeht und das Gartentürchen sich aufthut, um einen Besucher einzulassen. Ist's vielleicht Seine Wohlweisheit der regierende Herr Bürgermeister? Oder gar ein Vertreter des Kirchenregiments, der unangemeldet zu ihm kommt? Ach nein, es ist ein ganz anderer! So viel der Herr Pastor Primarius auch weiß, das ist ihm doch entgangen, daß sein älteres Töchterlein Ulrike Eleonore sich ihr besonderes Geheimnis vorbehalten und nur die milde, kluge Frau Mutter ins Vertrauen gezogen hat. Die Geschichte geht noch dazu weit genug zurück. Der Sohn des Kaiserlichen Rats und Rechtskonsulenten Dr. juris Joseph Leopold, dessen stattliches Haus am Marktplatz steht, der Kaiser Leopold hat sein Herz der Ulrike Eleonore schon seit der Zeit zugewendet, als sie beide in die Zahl der erwachsenen Christen eingeführt wurden; und wie er dann von der gelehrten Stadtschule abging, um in Leipzig als Vorkurs der Rechtsgelehrtheit sich zum

Gehilfen seines Vaters zu befähigen, da hat er Gelegenheit gefunden, der Jugendfreundin seine Gefühle auszusprechen und ihr zu geloben, daß ihr Bild ihm in allen Versuchungen des lockeren Studentenlebens als Talisman dienen sollte. Und das sind nicht eitel Worte gewesen, wie man sonst wohl sagt, daß junge Leute leicht den Sinn ändern. Gestern hat er der Frau Pastorin ein Brieflein zugehen lassen, daß er die akademische Studia mit Ehren absolvieren habe und, mit dem juristischen Doktorhut geschmückt, in die Vaterstadt heimgekehrt sei und des nächsten Tages in der Kaffeestunde dem ehrwürdigen Herrn Pastor keinen Besuch zu machen gedenke, um in aller Form um die Hand der Ulrike Eleonore anzubalten. Deshalb ist sie auch mit holdem Erröten aufgestanden, sobald die Thüre knarrte, um den ersten Blick des frischgebackenen Herrn Doktors aufzufangen, der, nach der neuesten Leipziger Mode in gelber Weste und blauem Bertherfrack prangend, gar stattlich hervortreten und in wohlgelegter Rede dem Vater seine Gefinnungen vortragen wird. So war's damals, als der Großvater die Großmutter nahm. — b.

Marientäferchen.

„Hi, was triebst du für zierliche Dinger auf meinem Finger? Das nenn' ich einmal fein geziert: Die Köpfchen mohrenschwarz lackiert Und auf den roten Flügeln Gar sieben schwarze Kügelchen! — Thun sich auch nicht im geringsten genieren, Möchten auf meinem Narmel spazieren. Mosjös, ich gön' euch ja gern das Vergnügen — Aber sagt mal: wollt ihr nicht weiterfliegen?“

Meine Schwester, die Hamme, die zieht ein Gesicht, Sie meint, so geht es im Leben nicht, Erst soll ich, damit sie sich weiterschwingen, Den possierlichen Wichten ein Liedchen singen. Je nun, die Hamme — was schert' ich mich drum — Ist halt ein Mädel, und Mädels sind dumm. Doch, schließlich hab' ich ja nichts zu verlieren Und kann es probieren, Ein bißchen hoch in die Luft mit dem Finger — Nun sing' ich los — paßt auf, ihr Dinger:

Marientäferchen, fliegst aus, Sucht euch schnell ein andres Haus, Neue Büsche, neue Blüten, Die euch decken, die euch hüten, Sucht euch andre Fingerspitzen, Um ein Weilchen still zu sitzen, Bringt wie früher allerwegen Eine ganze Woche Segen; Und ein kleines bißchen Glück, Vitt' schön, laßt auch mich zurück!

Husch! wer hätte das gedacht! Haben sich wirklich fortgemacht. Wollen in grünen Sommerquartieren Wohl schnabulieren. Ich sag's ja, sieht man die Dinger an, Man hat seine helle Freude dran. Und nur das eine, das ärgert mich: Die Hamme war diesmal klüger als ich!

Carl Busse.

Die Dyrhongsfjorder in Norwegen.*)

(Bild S. 528.)

Vom obersten Ende des Lyngfjords genannten Armes des Sognefjords sind es sechs Kilometer bis zu dem aus stattlichen Felsen bestehenden Fjord im schönen gleichnamigen Thale. Dort öffnet sich rechts das Helgeadal, dessen schäumender Bach in einer wilden Schlucht einen hübschen Wasserfall bildet. Sobald man die erste Thalfurche überwunden hat, genießt man einen wundervollen Blick in die Wildnis der Fjorde, eine der wildesten Berggruppen der Jotunfjelle (Riesengebirge). Im Vordergrund liegen die Saetre (Almhütten) von Ringebu und Slagstad. Links türmen sich die drei Dyrhongsfjorder in fahnen, fahlen Wänden in die Lüfte. Rechts in einem Bogen stehen die dunkleren Felsen der Dyrhongsfjorder, deren höchste bis zu 2075 Meter ansteigt. Im Hintergrund erscheinen die schneebedeckten Berge am Vögda- und Tympet. Die Höhen sind ein Fingerring aus dem wilden Renntiere. Vom nahen Ostfjorder, welchem man den Beinamen der „Norwegische Ostsee“ gegeben hat, ist die Rundschau noch vollkommener und mannigfaltiger. Fast alle bedeutende Spizen Jotunheims sind hier sichtbar, auch ein Teil des riesigen Jostedalsskots** und ein Stück vom blauen Sognefjord. Am westlichsten Ende sind diese Scenerien, wenn man vom Innern des Landes, zum Beispiel von Gudbrandsdal über Rødsheim, allmählich angestiegen ist, die weite Hochebene mit vielen großen Schneefeldern passiert und nun steil über 1000 Meter zum Sognefjord absteigen soll. Der Kontrast ist fast so groß, als würde man direkt vom Ortler auf den Comersee hinabfallen. Von Rødsheim rechnet man achtzehn Stunden (auch zu Pferde) bis Fortun. Man übernachtet sechs Stunden von Rødsheim im Baerfjellstuet und reitet am andern Tag in die oberste Thalfurche am Fuße des mächtigen Smørstabbiggene und des ungeheuren Smørstabbrae. Dann biegt der Weg um den Gipsfelsen des Fanaraaf, und bald erblickt man die ganze Kette der Fjorde.

Der Fanaraaf gilt wie der Vilasut als Wetterprophet. Neben dem Weg steht ein Steinmann, worauf früher zu lesen war:

Sei rasch wie ein Löwe
Und flieh wie eine Hinde:
Sieh, wie das Wetter aufsteigt
Am Fanaraafstinde!

G. G.

*) Lind — Jinne, Zade; Mehrzahl Linder.
**) Brae — Gleischer.

Unsre Genußmittel.

Im ewigen Kreislauf der Natur giebt es wohl keine Stelle, in welche nicht der Mensch mit begierlicher Hand hineingegriffen hätte, um seines Lebens Unterhalt zu suchen. Wasser und Stein, Pflanze und Tier in allen Phasen ihrer Entwicklung mußten dazu dienen, ihn zu ernähren. Ja, durch die Kraft der Elemente, durch Feuer und Wasser, verstand er es, den von der Natur gebotenen Nahrungsmitteln immer andre Formen zu geben, und ward so das einzige lebende Geschöpf. Indem er weiterhin, gereift durch Erkenntnis und Erfahrung, aus der Fülle des Gebotenen das Wohlnehmendste und Gehaltvollste, sowie das für seinen Körper Zuträglichste herauswählte, konnte er schon hierbei, in der vollkommenen Befriedigung seiner Bedürfnisse, ein gewisses Wohlbehagen empfinden. Aber sobald ihm der Kampf ums Dasein nur irgend, dieses Dasein noch lebhafter zu empfinden, es zu „genießen“. Die Mittel, die sich ihm hierzu boten, sind im allgemeinen „die Genußmittel“.

Es ist hier nicht der Platz, über die Berechtigung der Genußmittel zu reden; der Mensch hat sie sich ausgesucht, und keine Geseßgebung, keine krankhafte Verlehrung der Erkenntnis des Menschendaseins wird ihren Gebrauch ganz unterdrücken können. „Das Leben ist ein harter Kampf, eine schwere Pflicht, voll Schmerz, Entbehrung und Entsagung. Aber wo und wie und in welchem Grade nur immer die Pflicht Raum giebt für ihre liebliche Rehrseite, den Genuß, da bildet letzterer die notwendige, freudig und unverzagt als Geschenk der Götter hinzugekommene Ergänzung der menschlichen Natur.“ (Hegel.) Wohl klingen diese Worte eines bedeutenden Mannes schmeichelnd und versöhnend, aber doch haben jene ebenso recht, welche in gewissen modernen Genußmitteln eine Quelle von schweren Leiden für das Individuum, für die Familie und für den Staat sehen, welche die Völker erfreuenden Genußmittel geradezu Völkergifte nennen. Und in der That kann nicht geleugnet werden, daß einige unsrer Genußmittel, an ihrer Spitze der Alkohol, geradezu verheerende Wirkungen in allen Schichten aller Völker anrichten können, so freundlich ihr Gebrauch auch anfangs dem Menschen scheinen mag. Angesichts dieser erschütternden Erfahrungen und der Thatfache, daß die Genußmittel von dem modernen Kulturleben nicht mehr zu trennen sind, erscheint es wohl gerechtfertigt, wenn wir uns einmal zu diesen süßen Giften wenden und versuchen, ihre Wirkung auf den menschlichen Organismus kennen zu lernen.

Wenn auch allen Genußmitteln eine angenehme, nerverregende Wirkung gemeinsam ist, so besitzen doch auch viele einen gewissen Nährwert und sind — wenn auch nicht eigentlich Nahrungsmittel — so doch von diesen untrennbar. Wir können daher die Genußmittel in drei Gruppen teilen, es sind:

1. Substanzen, welche wohl ausschließlich im Verein mit den Speisen genossen werden und als „Würzmittel“ zu bezeichnen sind.

2. Gewisse Speisen und Getränke selbst, welche aber nicht wegen ihres Gehaltes an Nährstoffen, sondern nur wegen ihrer wohlgeschmeckenden und erregenden Eigenschaften verzehrt werden.

3. Mehr oder weniger giftige Stoffe, welche mit Speise und Trank in keiner Beziehung stehen und nur durch ihre erregende und berauschende Wirkung dem Menschen einen „Genuß“ bereiten.

Die Substanzen der ersten Gruppe sind riechende oder schmeckende Stoffe, welche den Speisen bei oder nach ihrer Zubereitung zugesetzt werden, wie Pfeffer, Senf und alle sonstigen Gewürze, ferner Essig, Zitronensäure und so weiter, dann aber auch die Stoffe, welche aus dem Rohmaterial der Speisen bei deren Zubereitung, sei es durch Braten, Rösten oder Baden gebildet und frei werden, die sogenannten brandigen Stoffe, wie sie das frisch gebackene Brot, das frisch geröstete Fleisch deutlich ausstrahlen. Alle diese Stoffe erhöhen den Geschmack der Speisen und somit die Gelüste, sie reizen die verdauenden Schleimhäute des Mundes und Magens und bewirken in ihnen eine vermehrte Absonderung der Verdauungssäfte, des Speichels und des Magensaftes. Durch gleichzeitig vermehrte Blutfülle in den erwähnten Teilen entsteht dann ein behagliches Wärmegefühl, was zum Gesamtwohlbefinden nicht unerheblich beiträgt. Wenn auch bei fortgesetzter übertriebener Anwendung starker Gewürze schließlich eine Erschlaffung des Magens und eine gewisse Funktionsunfähigkeit desselben eintreten kann, so sind doch die Gewürze als Genußmittel verhältnismäßig unschädlich. Auf der andern Seite aber sind sie dem Körper fast unentbehrlich, denn erst durch sie ist es möglich, daß die Nährstoffe auf die Dauer uns wohlnehmend bleiben, daß ihre Verdaulichkeit durch den Zusatz jener Mittel erleichtert wird, daß also eine Anpassung des Verdauungsapparates herbeigeführt wird. So macht

beispielsweise der Essig (bestehend aus 2 bis 3 Prozent Essigsäure und Wasser) manche geschmacklose Speisen erst genießbar und hat auf frisches Fleisch dieselbe Wirkung wie längeres Liegenlassen desselben. Auf einer beabsichtigten Reizung der Geschmacksnerven und Verdauungsorgane beruht übrigens auch der Gebrauch scharf schmeckender, meist salziger Mittel vor und nach der Mahlzeit, wie sie der verfeinerte Mensch in den Auserwählten, im Kaviar, im Käse genießt. Auch hier ist nicht der Nährwert dieser Stoffe, sondern nur ihre anregende Wirkung maßgebend.

Die zweite Gruppe umfaßt einen bei weitem bedeutenderen Teil der gesamten Genußmittel. Es gehören hierher die Früchte, die kohlenstoffhaltigen Wasser und Limonaden, die Fleischbrühe, Kaffee, Thee und Kakao, und vor allem das Meer der alkoholischen Getränke. Wenn auch das Obst wegen seines Zuckergehaltes etwas nahrhaft ist, so wird es in seiner Bedeutung doch nicht danach geschätzt. Vielmehr macht es sein Wohlgeschmack, sein angenehm erregender, verdauungsbefördernder Einfluß auf die Mund- und Magenschleimhaut zum Genußmittel. Die Hauptbestandteile des Obstes sind außer Wasser: Zucker, Pflanzensäuren (Wein-, Äpfel-, Zitronensäure), Pektinstoffe (schleimgebende Stoffe) und gewisse Aether. Der Zuckergehalt der einzelnen Früchte schwankt zwischen 3 bis 30 Prozent, und von seinem Verhältnis zu den Säuren hängt die Süßigkeit ab, während der Pektin-gehalt (die Pflanzengallerte) mildernd wirkt. Letzterer ist es auch, welcher die Früchte beim Kochen weich, beim Erkalten gelatinös macht. Die Fruchtäther geben dem Obst den jedesmaligen Geruch und Geschmack und sind, wie schon ihr Name sagt, flüchtige Stoffe. Gekochtes Obst ist leichter verdaulich als rohes, beides wirkt leicht abführend und darf bei Darmkrankheiten nur mit Vorsicht genossen werden.

Die kohlenstoffhaltigen Wasser sind ganz unschuldig und wirken durch den prickelnden Geschmack der freierwerdenden Kohlensäure erfrischend und die Schleimhäute des Mundes, der Nase und des Magens leicht anregend. Eine ähnliche Wirkung haben die Limonaden mit ihren verschiedenen Frucht säuren.

Ebenfalls ohne nennenswerten Nährwert und nur als Genußmittel zu würdigen ist die Fleischbrühe, obwohl sie von vielen Menschen immer noch für die Quintessenz der kräftigsten Nährstoffe gehalten wird. Sie enthält alle im Wasser löslichen Teile des Fleisches, etwas Fett, Leim, Kalisalze und besonders die geruch- und geschmackgebenden Extraktstoffe. Fleischbrühe allein wird nur wegen jener Geschmacks- und Geruchswirkung der Extraktstoffe als Genußmittel gebraucht, und ihre Wirkung ist, außer leicht verdauungsbefördernd, namentlich eine feilsche, belebende und erfrischende. Wenn zum Beispiel Kranke Fleisch nicht vertragen und doch Verlangen danach haben, so kann man dies durch Verabreichung von Fleischbrühe stillen und ihr Wohlbefinden vermehren. Einen Nährwert erhält die Fleischbrühe erst durch die Zuthaten, welche aus ihr eine Suppe herstellen (Reis, Gries, Eier und so weiter).

Einen breiteren Raum als Genußmittel des Menschen beanspruchen die Getränke: Kaffee, Thee und Schokolade, welche geradezu als tägliche Lebensbedürfnisse des Volkes gelten können. Und als solche müssen sie auch gewürdigt werden. Kaffee und Thee besitzen an sich keinen Nährwert, auch wird durch ihren Genuß der Nährstoffverbrauch des Organismus nicht verringert; sehr nahrhaft dagegen ist der Kakao und die daraus hergestellte Schokolade wegen ihres hohen Gehalts an Stärke, Eiweiß und Fett, wenn auch gerade das letztere die Verdaulichkeit oft beeinträchtigt. Entölt Kakao ist somit vorzuziehen, während sich als konzentriertes, handliches Nahrungs- und Genußmittel die Schokolade in jeder Form eignet. Aber der Nährwert ist es nicht, welcher diese drei Getränke zu so unschätzbaren Bereicherungen unserer Nahrung und zu wohlthuend anregenden Genußmitteln macht, vielmehr ist es ein allen drei gemeinsamer, in drei Formen auftretender Stoff: das Coffein, Thein und Theobromin. Dieser Stoff wirkt auf das Nervensystem und auf die quergestreiften Muskeln direkt erregend ein, und es läßt sich durch Einfluß dieses Mittels für einige Zeit die Leistungsfähigkeit des Körpers steigern. Bei Ermüdung, Abspannung, eintretender Schläfrigkeit wird wohl schon jeder die wohlthuende Wirkung an sich verspürt haben. Also nicht die Körpersubstanz wird durch Kaffee- und Theegenuß vermehrt, nicht die Körperkraft, sondern das Kraftgefühl, die Leistungsfähigkeit und somit die Leistung selbst. Rechnet man hierzu die anregende Wirkung, welche beide Mittel durch ihren Gehalt an Gerbsäure und ätherischen Ölen (Thee) und brandigen Stoffen (Kaffee) auf den Magen ausüben und hierdurch das Gefühl des Wohlbehagens hervorrufen, rechnet man ferner hierzu ihre relative Unschädlichkeit, so hat man in der That in ihnen äußerst schätzenswerte, angenehme und nützliche Genußmittel. Denn erst in großen Dosen, in übertrieben verstärkter Anwendung entwickeln sich schädliche, giftige Wirkungen, welche sich in Herzklappen, Blutandrang nach dem Kopf, ja sogar in Krämpfen äußern können. Kaffee, Thee und

Kakao behaupten jezt im Haushalt des Menschen, in seinen täglichen Lebensbedürfnissen ihren festen Platz, und je mehr ihr Gebrauch Allgemeingut der Bevölkerung wird, je notwendiger sie dem Menschen erscheinen, desto reicher wird ihre Wirkung sein, besonders in der Hinsicht, daß sie ein mächtiges Schutzmittel bilden gegen die Trunksucht, gegen die verderbliche Einwirkung des Alkohols in jeder Form.

Zu diesem Riesen unter den Genußmitteln wenden wir uns jezt. Wohl solange die Welt steht, haben die Menschen aller Zonen und aller Kulturgrade versucht, den Alkohol in jeder nur annehmbaren Form zu gewinnen und zu genießen. Und seine Wirkung war in allen Formen dieselbe, ob er der Gärung aus Stutenmilch oder aus Birkenast, aus Gerstenmalz oder aus dem Rebenast entsprang: es war der Rausch. Ein Universalgenußmittel fürwahr ist er geworden, an dem die ganze Welt teilnimmt, gepriesen als Trostbringer, als Himmelsgabe, verflucht als Völkergift, als menschenmordendes, als Geschenk des Teufels. Ganze Völker hat er vernichtet, zahlreiche Existenzen zu Grunde gerichtet, das Glück der Familie zerstört und dem ungeborenen Geschlecht schon das Mal seines Fluches angeheftet — und wiederum hat er Glückseligkeit verbreitet und ist Hand in Hand mit Wohlhabenheit und edlem Genuß dahingeschritten, ein Freuden- und steter Genosse schöner Geselligkeit, ein Anregung lebhafter, strahlender Gedanken, ein Tröster im Gram, eine Quelle der heiteren Freude. Gesehe sind gegen ihn geschmiedet, um ihn zu verbieten, und begeisterte Hymnen sind gesungen zu seinem Lob, Dämonen sind gegen ihn beschworen und Götter ihm geweiht zu seinem Schutz. Und alles hatte seine Berechtigung. — Lassen wir die Formen des Alkohols, welche er in weniger zivilisierten Gegenden hat, jezt beiseite und betrachten nur seine modernen, wie sie sich als Wein, Bier, Liqueur und Brantwein darstellen, so müssen wir schon in diesen Formen gewisse Unterschiede erkennen. Abgesehen von dem verschiedenen Gehalt jener Getränke an Alkohol, ist es nicht dessen brutale Wirkung allein, welche darin gesucht wird, vielmehr sind es noch gewisse andre Substanzen, teils flüchtiger, teils greifbarer Art, welche den Gebrauch der alkoholhaltigen Getränke bedingen und beliebt machen.

So würde es durchaus unzutreffend sein, den Wein nur als eine etwas angenehmere Form von verdünntem Alkohol aufzufassen, dessen anregende Wirkung von einer unfehlbaren Berausung gefolgt ist; nein, edler Wein ist mehr als bloßes Gemenge, er ist ein wunderbares Ergebnis langsame organischer Umwandlung des Rebensaftes, wobei sich jene unwägbaren ätherischen Teilchen, „die Bouquetstoffe, die Blume“, in ihm entwickeln. Ihnen gebührt der Hauptanteil der betreffenden belebenden Wirkung, welche guter Wein für den Kranken hat. — Wiederum sind es beim Bier außer der prickelnden, erfrischenden Kohlensäure die Bitterstoffe des Hopfens, die Spuren von Zucker und andre Auszugstoffe, welche seinen Genuß so angenehm und seine Wirkung auf den Magen so anregend machen. Auch beim Liqueur und Brantwein verleihen erst der Zuckergehalt, die ätherischen Öle und die gebrannten Stoffe den charakteristischen Geschmack und heben sie über das Niveau des gewöhnlichen Alkohols hinaus. Allerdings bleibt in allen Fällen die Hauptwirkung nur die des Alkohols. Es ist vielleicht interessant, den Gehalt der einzelnen Getränke an Alkohol einmal zu betrachten, weil sich dabei gleichzeitig ein Maßstab für ihre berausende Wirkung ergibt. Es enthalten Alkohol auf 1000 Teile Getränk:

Biere.	Weine.	Liqueure.
Berliner Weibbier . . . 38	Wasser . . . 87	Curacao . . . 470
Pilsenerbier . . . 40	Weißer Burgunder . 101	Bitter . . . 510
Bayrisches Lagerbier . 45	Schäfer Champagner . 106	Brantwein . 500—620
Wälmisches Bier . . . 48	Bordeauxweine . . . 106	Arak . . . 600
Bayrisches Exportbier . 55	Franken- u. Rost . 110	Rum . . . 510—740
Porter 64	Rhein 112	Cognac . . . 700
Alle 82	Ungar 118	Whisky . . 480—800
	Malaga 150	Ruß. Kummel 620—850
	Italienische Sekt . 173	
	Rapportwein . . . 186	
	Portwein 195	

Trotz mancher Widersprüche scheint es jezt wohl festzustehen, daß durch den Alkohol ein Nährstoff dem Körper nicht zugeführt wird, ja, daß durch seinen Gebrauch nicht einmal eine Ersparnis im Körpergehalt (besonders durch Gerabekung des Fettumsatzes) eintritt. Der Alkohol wird nicht, wie man früher glaubte, im Körper vollständig zu Wasser und Kohlensäure verbrannt, wodurch ja allerdings eine bedeutende Wärmeproduktion erzielt würde, sondern nur sehr unvollständig. Höchstens könnte seine appetitanregende Wirkung zur vermehrten Nahrungszufuhr und damit verbundener Kräftezunahme dienen. Aber auch das ist nicht erwiesen, und die Fettablagerung bei Biergenuß zum Beispiel, das „Dickwerden“, beruht eher auf einer Verminderung als auf einer Vermehrung des Stoffwechsels. Um die nötige Menge der Nährstoffe aus dem Bier zu bestreiten, müßte ein Mann,

vorausgesetzt, daß aller Alkohol im Körper verbrannt würde (was nicht der Fall ist), täglich circa zwanzig Liter Bier trinken. Da kann also von einer nährenden Wirkung des Bieres nicht die Rede sein. Die Rauschwirkung, von der lebenswürdig anregenden, geist-entfesselnden, gehobenen Stimmung bis zur sinnlosen Trunkenheit — das ist es, was der Trinker hauptsächlich sucht, je nach seinen Mitteln, je nach der Gelegenheit und je nach der jedesmaligen sittlichen und intellektuellen Stufe, auf der er steht.

„In Gemeinheit tief versunken
Liegt der Thor, vom Rausch bemeistert,
Wenn er trinkt, ist er betrunken,
Trinken wir — sind wir begeistert.“

so drückt Mirza-Schaffy treffend jenen Unterschied aus.

Man nimmt vielfach an, daß der Alkohol anfangs eine mächtig anregende Wirkung auf das Nervensystem ausübt, die erst später in Erschlaffung und Lähmung übergeht. Geigel schreibt besonders dem Wein diese Wirkung zu und findet, daß alle Völker und alle Stände, welche Wein konsumieren, „lebendiger, thatkräftiger, genialer und besser sind als andre, welche dies Genußmittel nicht kennen oder sich mit Surrogaten begnügen müssen“. Er fordert geradezu den Genuß des Weines, um die geistige Leistungsfähigkeit zu erhöhen. „Der menschliche Geist bedarf zu seiner harmonischen und vollkommenen Entwicklung noch etwas andres als der Methode, mit welcher allein man zwar grundgelehrt, aber fürchterlich pedantisch wird. Er will an sich zuweisen den Hauch des Genies und jene dichterische Höhe menschlichen Vollgefühls erfahren haben, welche über die ständigen Schranken zufälliger Standesinteressen und spießbürgerlicher Bedürfnisse hinwegheben und ihn zu dem freien, dem Schicksal trohenden Giganten machen, der er in seinem schrecklichen, nimmermüden Ringen gegen ein übermächtiges Fatum in Wahrheit ist.“ Und in der That: sehe man sich einmal beim fröhlichen Mahle zu Anfang die Wirkung jener neckischen Weingeister an, wie sie sich in den Mienen, Reden und Bewegungen der Festgenossen spiegelt. Der Stille wird geistreich, der Gesezte feurig, der Einfache geistreich, Talente offenbaren sich, Bündnisse werden geknüpft und kühne Entschlüsse gefaßt. Ist das nicht Anregung genug? Freilich halten alle diese Erregungen auf die Dauer nicht stand, und bald genug wird der geistreiche Stille noch stiller als zuvor, der Feurige zudringlich, der Geistreiche fade und geschwähig. Das ist das zweite Stadium der Alkoholverwirkung. Sehr plausibel erscheint eine neue einheitliche Erklärung der gesamten Alkoholverwirkung, wie sie besonders von Schmieberg und Harnad vertreten wird. Hiernach geht dem Alkohol überhaupt eine erregende Wirkung ab und nur die lähmende tritt von Anfang an hervor. Der Alkohol wird leicht ins Blut aufgenommen und wirkt auf das Zentralnervensystem, besonders auf das Gehirn, vergiftend. Er lähmt dann (ohne vorhergegangene Erregung) der Reihe nach alle Zentren in bestimmter Folge. Zuerst wird die Empfindlichkeit herabgesetzt, dann das Gefäßzentrum gelähmt, was sich durch Erweiterung der Blutgefäße, Blutfälle im Gehirn, durch „heißen Kopf“ kundgibt. Kalte Füße werden dadurch warm, und es entsteht gleichzeitig eine verringerte subjektive Empfindlichkeit gegen Kälte. Dann wird die Bewegungssphäre beeinflusst: die Bewegungen werden unsicher und ungewandig (durch gleichzeitige Lähmung jener Gehirnsfasern, welche eine Regulierung der Körperbewegungen je nach Kraft und Raum vermitteln). Sehr frühzeitig tritt auch die Einwirkung auf die höheren, feelerischen Zentren hervor: das Urteils- und Denkvermögen wird geschwächt und schwindet nach und nach; dadurch entsteht, weil ihr kein Zügel mehr durch den nüchternen Verstand angelegt ist, eine erhöhte Phantasie mit weitestgehender Ideenflucht. Doch ist der Zusammenhang der Ideen nicht logisch, sondern mehr traumhaft. Bei weiterer Wirkung schwindet auch das Vorstellungsvermögen; es tritt Sinken der Wärmebildung und des Blutdrucks und Bewußtlosigkeit ein. Schließt sich endlich eine Lähmung des Atemzentrums an, so ist der Tod unausbleiblich. So erklären sich alle Stadien der Alkoholverwirkung ganz ungezwungen, und zu jedem einzelnen kann sich gewiß ein jeder Beispiele genug bilden. Der geistvoll Redende, der mit glänzenden Augen Gedankenblitze aussendet und weltbeglückende Pläne schmiedet, findet hierbei seine Rechnung, wie der mit fallender Zunge Singende, der mit dem Verlust des Körpergleichgewichts auch das geistige verliert, wie schließlich der tief Schnarchende, dessen Zustand einer Vergiftung ähnlicher ficht als einer Genußwirkung. Nur das erste Stadium des Rausches kann als eigentlicher Genuß gelten, die eigentümlich anregende Wirkung, in welcher Ermüdung vergessen wird, wo so manche Bedenken schwinden und das Gefühl erhöhter Kraft, ein oft tollfühner Mut entsteht. Das sind auch die Zustände, die bei großen Anstrengungen, bei Kämpfen und im Krieg den Genuß alkoholhaltiger Getränke zuweilen wünschenswert erscheinen lassen, wenn es gilt, Hunger und Durst



Die Durchgangstiere in Norwegen. Originalzeichnung von E. T. Compton.



Wie Gott will. Nach dem Gemälde von P. L. Jenoudet.

zu vergessen, im letzten Ansturm alle Kräfte zusammenzurufen und kühn und rücksichtslos das Ziel und den Sieg zu erringen. Folgt dann dieser künstlichen Erregung eine Erschlaffung, so wird sie gern ertragen und über der erhöhten Leistung bald vergessen.

Jedem Stadium der Alkoholvergiftung folgt eine Nachwirkung, je nach Quantität und Qualität der genossenen Getränke. Diese Nachwirkung, der sogenannte „Kahenjammer“, besteht in Blutüberfüllung des Gehirns, die sich als Kopfschmerz äußert, und in akutem Magenkatarrh, welcher durch die übermäßige Reizung der Magenschleimhaut und durch die sich bildende Essigsäuregärung hervorgerufen ist. Wenn man auch diese Symptome durch Einreiben der Stirn mit aromatischem Spiritus und durch Genießen von salzigen Speisen, doppeltkohlensaurem Natron, gepulverter, frisch geblühter Holzkohle und so weiter etwas lindern kann, so bleiben sie doch, zuweilen einen Tag lang bestehen, bis die Alkoholvergiftung vorüber ist. Bei anhaltendem Genuß von Alkohol treten allmählich chronische Wirkungen ein, entsprechend der Menge und der Art der genossenen Getränke. Es können sich, besonders nach Branntweingenuß, krankhafte Zustände im Gehirn ausbilden (Chronischer Alkoholismus — Delirium tremens), die zunächst anfallsweise auftreten, später aber in bleibende Störungen und geistige Defekte übergehen. Außerdem stellen sich chronische Magenkatarrhe und chronische Schwächezustände ein, die leicht zum Tode führen.

Während im akuten Rauschzustand häufig Vergehen und Verbrechen verübt werden, die ohne jenen Rausch höchst wahrscheinlich vermieden würden, so wird der chronische Alkoholismus besonders dadurch verhängnisvoll, daß der Genuß am Trunk zur Trunksucht wird, welcher der Trinker dann alles opfert, Vermögen, Gesundheit und Ehre. Und nicht genug, daß der Trinker sich und seine Angehörigen materiell und moralisch ruiniert, er pflanzt auch seinen Nachkommen den Fluch jenes Giftes ein, die Anlage und Neigung zu Gehirn- und Nervenerkrankungen der mannigfaltigsten Art. So tief einschneidend ist der Einfluß der chronischen Trunksucht, so verhängnisvoll die Wirkung des akuten Rausches, daß man bei den meisten Vergehen und sonderbarsten Ereignissen des Lebens wirklich mit derselben Berechtigung fragen könnte: „Où est l'alcool?“ (Wo ist der Alkohol?), wie man wohl sonst fragt: „Où est la femme?“ (Wo ist die Frau?). Da ist es denn kein Wunder, wenn soziale Bestrebungen aller Art, Gesetze des Staates, Bildung entsprechender Vereine dahin wirken wollen und müssen, diesem Uebel zu steuern, wenn sie die Nachteile der Alkoholvergiftungen größer schätzen als die Vorteile, und wenn sie um jener schlimmen Erfahrungen willen die Enthaltensamkeit von allen geistigen Getränken als notwendiges Mittel zur allgemeinen Gesundung predigen. Doch das ist ein Gebiet, welches mehr der Nationalökonomie als der Medizin gehört. Freuen wir uns des Göttergeschenkes, lernen wir seine Wirkungen verstehen und lassen wir es nicht zum Fluch werden!

Die letzte Gruppe unserer Genußmittel ist die sonderbarste. Es sind keine der Nahrung ähnliche Stoffe, keine solche, die einfach die Nerven angenehm erregen, sondern es sind wirkliche Gifte. Der verbreitetste dieser Stoffe ist der Tabak. Obwohl er erst mit der Entdeckung Amerikas der zivilisierten Welt bekannt wurde, ist er trotzdem jetzt zum allgemeinen Bedürfnis geworden. Allerdings ist dies Bedürfnis ein künstlich erzeugtes, denn die Natur sträubt sich bekanntlich bei den ersten Rauchversuchen ganz energisch dagegen, und in den meisten Fällen ist das „Bedürfnis“ anfangs nur die Sucht, es ändern, größeren gleichzutun. Trotzdem läßt sich nicht leugnen, daß die Wirkung des Tabaks nicht bloß ein eingebildeter Genuß ist, sondern eine mächtige Erregung des Nervensystems, die sich in dem Bewußtsein subjektiver Befriedigung und in einer gehobenen, behaglichen Stimmung widerspiegelt. Unter Tabak giebt beim Rauchen einen angenehmen Geschmack und Geruch und wird bekanntlich auch zum Kauen und Schnupfen benutzt. Er enthält an wichtigen Stoffen: 1. Nikotin (guter Tabak 1 bis 2 Prozent, schlechter 5 bis 6 Prozent), welches sich beim Rauchen größtenteils verflüchtigt; 2. sehr wenig Kohlenoxydgas im Tabakrauch, welches besonders Nichtrauchern Kopfschmerz verursacht; 3. Spuren von Blausäure, ebenfalls im Rauch — also drei heftige Gifte. Die Wirkung des Tabakrauchens liegt einerseits in der Nikotinwirkung, in einer leicht narkotischen Affektion des Gehirns und Rückenmarkes, die nur bei Anfängern höhere Grade annimmt, andererseits in der Rauchwirkung, die lokal reizend auf die Schleimhäute des Mundes, der Nase und des Kehlkopfes stattfindet. Somit verbindet sich eine belebende, reizende Wirkung mit einer narkotischen, beruhigenden, und dazu gesellt sich eine psychische in der angenehmen Unterhaltung durch den Genuß. Auch hier kann eine chronische Vergiftung eintreten und sich in nervöser Ueberempfindlichkeit, Störungen des Sehvermögens und der Bewegung äußern. Sie fordert dann entschieden das Aussehen des Tabakgenusses. Im

allgemeinen aber muß man sagen, daß jemand, der nie geraucht hat, durch das Entbehren dieses Genußmittels nichts einbüßt, während manche wieder nicht begreifen können, wie es die alten Griechen und Römer bei ihren Gelagen und Festmahlen ohne Zigarre haben aushalten können. Geigel bricht auch für den Tabak eine Lanze, indem er sagt: „Wenn der Mann unter den Entbehrungen und Nöten, denen er in dem wechselvollen Kampf um das Dasein ausgesetzt ist, Trost bei der Pfeife oder Zigarre findet, so wirkt diese ähnlich der traumhaft fortlebenden, einst so vertrauensvoll vernommenen Mutterstimme, die zwar Schmerz, Hunger und Durst des Kindes für den Augenblick vielleicht nicht wirklich zu stillen, sicher aber freundlich zu beruhigen vermochte. Und von diesem Standpunkt aus erscheint uns auch der Tabak als keine Tollheit, vielmehr als eine nicht zu verachtende Bereicherung der Genußmittel.“

Viel weniger verbreitet und nur auf gewisse Länder begrenzt ist der Gebrauch der folgenden Genußmittel: der Kofablätter (aus Erythroxylon Coca), der Betelnuß (von Areca Katechu), des Katechu selbst, des Arsenik und des Haschisch (Extrakt aus indischem Hanf). Die Kofablätter werden in Peru besonders von den Indianern gekaut, sollen die Leistungsfähigkeit steigern und durch das darin enthaltene Kofein leicht narkotisch wirken. Betel und Katechu, bei den Malaien bevorzugt, sind etwas gerbstoffhaltig und regen den Magen an. Der Haschisch wird im Orient teils geraucht, teils gegessen und hat eine eigentümliche, psychische Wirkung, indem ein Rausch mit meist heiterer Stimmung, mit Illusionen und Halluzinationen entsteht. Trotzdem in diesem Rausch oft Thaten verübt werden, wie sie nur Geistesgestörte zu thun pflegen, wird das Mittel doch viel gebraucht, um sich in jene traumhafte Stimmung zu versetzen. Sonderbarerweise wird in manchen Gegenden Oesterreichs, in Kärnten und Steiermark, der Arsenik, ein sonst in kleinen Dosen schon tödlich wirkendes Gift, als Genußmittel verwendet. Und zwar tritt die Wirkung nicht sofort ein, sondern erst nach und nach soll der Arsenik den Körper widerstandsfähiger machen, das Atmen auf Bergen und das Ertragen von Anstrengungen erleichtern. Mit der Zeit nehmen die Arsenikesser unverhältnismäßig große Dosen des Giftes zu sich und können sich seiner nicht wieder entöhnen.

Den Schluß der hierher gehörigen Stoffe bildet das Opium mit seinem Abkömmling, dem Morphinum, Genußmittel, welche ungefähr ein Viertel der Menschheit vernichten helfen. Das Opium ist bekanntlich der Milchsaft aus den unreifen Köpfen des Mohn (papaver somniferum) und wird zuweilen gegessen, meist aber und besonders in China geraucht. Es wirkt zu Anfang schmerzstillend und schlafbringend, bald jedoch, bei fortgesetzter Anwendung, tritt eine allmähliche Nüchternung wichtiger Gehirnzentren ein. Während der Körper ruhig ist, die Bewegungen sich verringern, ist die Phantasie im Opiumrausch thätig und zaubert herrliche Bilder mit Halluzinationen vor das geistige Auge. Nach einigen Stunden endet dieser Zustand und es tritt eine hochgradige Erschlaffung des Nervensystems ein, die bald wieder zum neuen Genuß treibt, bis bei immer steigenden Dosen die Gesundheit dauernd gestört bleibt. Schwere Verdauungsstörungen, gelbliches Aussehen, Abmagerung, Hinfälligkeit und Irrsinn sind das Ende des Genußes, da eine Abgewöhnung wohl nie erzielt werden kann.

Ähnlich ist die Wirkung des Morphinums, welches in Europa als Genußmittel nur beschränkt und in bestimmten Kreisen verbreitet ist, während in Amerika, wo die Abgabe derartiger Arzneistoffe keiner Beschränkung unterliegt, sich jeder den Genuß der Morphinumvergiftung verschaffen kann, der Lust und Geld dazu hat. Dort wird das Morphinum in Form von kleinen Pillen (granules) verkauft, bei uns wird es als Genußmittel fast ausschließlich in der Form von Einspritzungen unter die Haut verwendet. Diese Einspritzungen dürfen eigentlich nur von Ärzten zu Heilzwecken ausgeführt werden, und das ist auch der Grund, weshalb vorzugsweise Ärzte diese Art des Genußes lieben und sie ändern erst angewöhnt haben. Wohl nie wird das Morphinum zunächst als Genußmittel angewandt, sondern immer erst seiner ungemein beruhigenden, schmerzstillenden Wirkung wegen als Arzneimittel. Fordert dann die Krankheit einen fortgesetzten Gebrauch des Mittels, so tritt auch hier Gewöhnung und das Bedürfnis nach immer größeren Dosen ein. Die auf den Gebrauch immer wieder folgende Erschlaffung bewirkt eine Abnahme der Willensenergie, des Kraftgefühls und der Kräfte, und erst die erneute Zuführung von Morphinum stellt die frühere Elasticität des Geistes wieder auf einige Zeit her. Und wenn die Krankheit, die das Mittel einst erheischte, längst überwunden ist, so bleibt doch das Bedürfnis für Morphinum bestehen, das Arzneimittel ist jetzt zum Genußmittel geworden. Aber auch hier entstehen allmählich schwere Störungen für den ganzen Organismus: geistige Erschlaffung, Energielosigkeit, Gleichgültigkeit gegen Moralgesetze, körperliche Hinfälligkeit und große Widerstandslosigkeit

gegen Krankheiten. Der Morphinumfüchtige lügt und betrügt mit größter Ruhe, nur um sich in den Besitz des geliebten Genußmittels zu setzen. Das ist im allgemeinen das Bild der „Morphiumsucht“.

Wenn wir nun noch einmal auf die Reihe unserer Genußmittel zurückblicken, so werden wir manchen Freund, manchen Feind und manchen zweifelhaften Bekannten darunter finden. Ich habe mich darauf beschränkt, nur im allgemeinen und in großen Zügen die einzelnen Mittel zu schildern, ihre Wirkung zu erklären und ihre Folgen anzudeuten, habe ganz davon abgesehen, die Verfälschungen und Verunreinigungen, welchen jene Mittel oft unterworfen sind und die ihre Wirkung nicht unerheblich komplizieren, zu erwähnen, sondern habe nur die reinen Mittel berücksichtigt, ich habe es unterlassen, auf die volkswirtschaftliche Seite der Beurteilung unserer Genußmittel einzugehen, hoffe aber doch, daß jeder sich selbst klar geworden ist, wie er sich dazu zu stellen hat. Mehr wie jede Gesetzgebung und Vereinsbestrebung, mehr wie jedes Verbot und jede Warnung hilft das Verständnis für Ursache und Wirkung. Ueberlassen wir uns willenlos unsern Begierden und unsern Genußmitteln, dann werden sie uns bald beherrschen, verstehen wir aber ihre Wirkung und wappnen uns gegen ihren Einfluß durch unsere sittliche und intellektuelle Energie, dann werden wir ihre Herren, und ihr Genießen wird uns zum Genuß.

Dr. Hesselbach.

Die Chincoteague-Insel.

Von

E. A. Ballandigham.



Die Chincoteague-Insel, nahe der Küste des amerikanischen Staates Virginia gelegen, ist berühmt wegen ihrer Auster und ihrer wilden Ponies.

Weber in der Alten noch in der Neuen Welt giebt es ein Völkchen, welches dem gleicht, das die Chincoteague-Insel bewohnt. Mehr als zwei und ein halbes Jahrhundert sind vergangen, seit der erste weiße Mann die Insel betrat, und doch hat sie bis heute ihren Indianernamen behalten.

Die Insel hat einen Flächeninhalt von circa 6000 Hektar und eine Bevölkerung von ungefähr 2000 Seelen. Jeder Bewohner, Mann, Weib und Kind, ist gut ernährt und gekleidet, und doch bringt der sandige Boden fast nichts hervor als Strandgras, wenige Bäume und an einigen Stellen spärlichen Mais. Wären die guten Leute von Chincoteague darauf angewiesen, sich bloß von den Bodenprodukten ihrer Insel zu ernähren, würden sie in wenigen Monaten verhungern. Die Insel selbst bietet ihren Bewohnern nur eine Stätte zum Wohnen und Schutz; ihr Hab und Gut liefert ihnen fast allein das umgebende Meer.

Kein Gewässer der Welt ist wohl so reich an Austerlaid wie das von Chincoteague. Fast jeder arbeitsfähige Mann über sechzehn Jahre ist Austerfischer, und jeder, der zwölf Monate lang auf der Insel lebt, erwirbt damit das Recht, auf den vom Staate angelegten und erhaltenen, weit ausgedehnten Austerbänken nach Belieben zu fischen. Diese Verhältnisse haben die eigentümliche Wirkung, daß es kaum möglich ist, einen körperlich gesunden Mann zu irgend einer Arbeit zu mieten, es sei denn, daß der ihm gebotene Lohn ungefähr dem gleichkomme, den er als unabhängiger Austerfischer verdienen könnte, was während neun Monaten im Jahr einen durchschnittlichen Tagelohn von acht Mark bedeuten würde. Im Juni, Juli und August ist es gesetzlich verboten, Auster zu fischen, und diese Zeit verbringt der Austerfischer

entweder in behaglicher Ruhe oder widmet sie dem Fang der weichschaligen Krebse und Seemuscheln, die er auf den Märkten der benachbarten Städte verkauft.

Die Auster von Chincoteague gehören zu den größten und wohlgeschmecktesten der amerikanischen Arten und sind dabei erstaunlich billig. Ein Faß, das ungefähr ein Hektoliter enthält, kostet drei Mark, wünscht man aber ein oder zwei Duzend frisch vom Wasser zu verspeisen, so bekommt man sie sogar überall geschenkt. Nichts giebt einen deutlicheren Begriff von dem Austerreichtum Chincoteagues als die Thatsache, daß jeder unterseeische Pfeiler nach drei oder vier Jahren mit ehernen Austern bestanden ist. Jäger, welche diese Gewässer auf der Jagd nach den hier sehr zahlreichen Wasservögeln durchkreuzen, legen oft an irgend einer alten Landungsbrücke an, schlagen die Auster von den Pfeilern los und verzehren sie ohne weitere Zuthat, als das salzige Seewasser, dem sie entstammen.

Auf Chincoteague ist Armut ein unbekannter Begriff, wohl aber zählt die Insel unter ihren Bewohnern mehrere „reiche“ Leute. Es sind dies gleichfalls ehemalige Austerfischer, die sich zu Auster-„pflanzern“ emporgeschwungen und sich das alleinige Recht auf einen ausgedehnten unterseeischen Bodenbesitz erworben haben, der überaus reich mit Austern bestanden ist.

Der Durchschnittsbürger von Chincoteague bewohnt ein behagliches Häuschen, das außer einem Erdgeschos nur ein paar Kammern im Dach enthält. Hier haust er mit Frau und Kindern, deren Zahl oft sechs bis acht beträgt. Dabei lebt das seltsame kleine Völkchen bei offenen Thüren, denn Diebstahl kennt man hier nicht. Fast ebenso wenig kommt Trunksucht vor, und die Ruhe der kleinen Insel wird selten durch Kaufereien gestört.

In der Geschichte der Vereinigten Staaten hat die Insel eine Rolle gespielt, auf die ihre Bewohner heut noch stolz sind. Obgleich Virginien Sklavenstaat war, hat es nämlich auf Chincoteague nie einen Sklaven gegeben, und als ersteres bei Beginn des Sezessionskriegs aus der Union austrat, blieb Chincoteague derselben getreu. Als der Krieg ausbrach, beschloßen die Bewohner durch Abstimmung — und zwar mit allen Stimmen gegen eine einzige —, in der Union zu bleiben, die Bundesstruppen rückten auf die Insel, ehe die Konföderierten vom Festland sie in Besitz nehmen konnten, und so verblieb Chincoteague während des ganzen weiteren Kriegs Unionsboden.

Nicht weniger interessant als die Bewohner und die Auster der Insel sind ihre Ponies. Der älteste Einwohner weiß nicht anzugeben, wann das erste Pony nach Chincoteague gekommen; nur eine dunkle Sage meldet, daß hier im vorigen Jahrhundert ein mit Pferden beladenes Schiff gescheitert sei. Zurzeit durchstreifen 350 bis 400 Ponies die windgelegten Wiesen Chincoteagues. Viele von den Tieren läßt man den ganzen Winter über im Freien ohne irgend einen andern Schutz, als den ihnen ein Kiefernhaarn gewährt. Den gewöhnlichen Winter ertragen die Ponies sehr leicht, denn das Klima ist so mild, daß sogar die Reize hier reist; doch kommt freilich zuweilen ein Winter mit tiefem Schnee und bitterer Kälte, so daß die Pferde unter Dach gebracht werden müssen, damit sie nicht erfrieren.

Das Chincoteague-Pony ist außer dem Shetland-Pony das kernigste Pferd der Welt; es ist größer als das letztgenannte, hat schlankere Beine, läuft schneller und ist zierlicher gebaut. Oft sieht man eins dieser kleinen Tiere einen Austerfischer mit seiner ganzen Familie — manchmal sechs bis acht Personen — durch den tiefen Sand der Insel ziehen.

Obgleich die Chincoteague-Ponies frei auf den Wiesen umherlaufen, sind sie doch so wenig scheu, daß selbst ein Fremder sich ihnen bis auf einige Meter Entfernung nähern kann. Die diesen Artikel begleitenden Illustrationen sind nach Photographien reproduziert, die auf den unbewohnten Wiesen nach der Natur aufgenommen wurden.

Das Chincoteague-Pony ist auf dem Meer fast ebenso gut zu Hause wie auf seiner Insel. Wenn das Gras auf seinen Wiesen knapp zu werden beginnt, zögert es nicht, sich ins Wasser zu stürzen und breite Meeresarme zu durchschwimmen, bis es die ersehnten Streifen grünen Sumpfgrases findet. Bei den Streifzügen auf den Wiesen übernehmen die Hengste die Führerschaft, jedem von ihnen folgt seine Familie von fünfzehn bis fünfundzwanzig Stuten und Fohlen. Werden die Hengste alt, so entfernt man sie von den Wiesen, denn sie stehen mit ihren jüngeren Nebenhülern auf dem Kriegsfuß und geraten leicht mit ihnen in heißen, oft tödlichen Kampf.

Die Fohlen bleiben dicht bei ihren Müttern und zeigen beim Annähern des Fremden wenig Scheu.

Nichts sieht drohlicher aus als ein Fohlen im Hochsommer, das nie gestriegelt worden und daher noch die zottigen Ueberreste und Fäden seines biden Winterpelzes auf dem Rücken trägt. (Siehe untenstehende Abbildung.) Die Erbfeinde der Ponies sind die Mücken und Moskitos. Oft sieht man eine ganze Herde der Tiere mitten in der Brandung stehen, wo die sich brechenden Wellen sie jeden Augenblick überschütten und ihre Plagegeister hinwegschwemmen können.

Das Einpferchen der Ponies, das größte Ereignis des Jahres auf Chincoteague, findet gewöhnlich im August oder September statt. An einer breiten Stelle der Dorfstraße, zwischen den Häusern und dem Strand, wird ein starker hoher Zaun aus Holzstangen errichtet. Frühmorgens besteigen Männer und Knaben schon zu gerittene, sehr schnellfüßige Ponies, reiten auf die Wiesen hinaus und treiben die wilden Ponies auf einen Fleck zusammen. In einigen Stunden ist die ganze Herde nach dem Zaun zu gedrängt, und die sonst so stille Dorfstraße erdröhnt von donnerndem Getöse, wenn die halb rasenden Tiere ihrem Gefängnis zustürmen. Hier warten ihrer Männer und Knaben,



um sie in den Pferch hineinzutreiben, und bald ist der ganze Raum erfüllt von hundert oder mehr wiehrenden, sich bäumenden, ausschlagenden jungen Tieren. Inzwischen ist es Mittag geworden, und das ganze Inselvolk geht zum Mittagessen. Nach einem Mahl, das aus Austern, die man auf ein halbes Duzend verschiedene Weisen zubereitet, aus Fischen, Seevögeln und Maisbrot besteht, kehrt das ganze Dorf nach der Umzäunung zurück, um das Brandmarken der Ponies zu sehen. Einige Männer treten in den Pferch ein, schleudern geschickt den Lasso über die Köpfe der jungen Tiere, werfen sie mit einem gewandten Ruck zu Boden und brennen ihnen das Namenszeichen des Besitzers ein. Dann folgt die Versteigerung der Ponies. Ein noch nicht zugerittenes Tier wird für 60 bis 140 Mark, ein zugerittenes für 120 bis 300 Mark verkauft. Für zwei gut gebaute, zu einander passende und vollständig eingefahrene Pferde werden sogar bis 800 Mark gezahlt, während das einzelne Pony selten mehr als 325 Mark einbringt.

Wie Gott will.

(S. 529.)

Der Lenz ist ins Land gezogen. Allüberall regt es sich, leimt und sproßt, neu erwachtes Leben kündend. Wie lichtblau der Himmel, wie warm der Sonne Schein, wie wüßig und lau die Luft!

„Und Frühling, Frühling muß es werden,
Und unsre Rosen müssen blühen!“

So heißt es im Lied. Aber ach, es giebt Köstlein, die nicht wieder erstehen wollen; Köstlein, die geblüht haben auf zarten Wangen und die der Winterfrost erblichen ließ; Köstlein, die keine Frühlingssonne weckt.

Arme, arme Rutter! Es ist vielleicht dein Einziges, das du da hinausgetragen in den lichtdurchfluteten engen Hof und es warm und lind gebettet hast in deinen Sorgenstuhl, auf daß es teil habe am Lenztag. — Vom nahen Baum ertönt einer Droffel weich-melodisch Lied; und dein Kind hört ihm zu und blickt nach dem kleinen Sänger mit heulenden Augen, müd und fragend.

Und du liefst in deiner Seele, und du fragst mit ihm Himmel und Erde und wehrst dich mit mächtiger Rutterliebe, daß keine Thräne Antwort gebe. — Aber du weißt auch eines, und das lebt fest und treu in deinem Herzen: Vertraue dem Herrn, Er wird's wohl machen! Und darauf bauend magst du all dein Sorgen und Bangen Ihm übergeben mit deines Gebetes Schlussgedanken: Wie Gott will!

Gräfin Lotte.

Roman aus der Gesellschaft

O. Ester.

18.

Der alte Geldschrank in dem Arbeitszimmer des Herrn Brinkmann blickte mit sehr ernstem, verdrießlichem Gesicht auf das Treiben seines Herrn und Besitzers. Dieser hatte den Geldschrank geöffnet und entnahm seinem dunkeln Schoß eine Anzahl Papiere und Dokumente, breitete sie vor sich auf dem eleganten Diplomaten-schreibtisch aus, setzte sich in den breitarmigen Lehnstuhl vor dem Tisch, stützte den Kopf in eine Hand und begann mit der andern eifrig zu schreiben und zu rechnen.

Nach einer Weile hob er das Haupt und drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel zur Seite des Schreibtisches.

Der Diener trat ein.

„Ist Herr Aronheim noch nicht gekommen?“

„Nein, Herr Brinkmann.“

„Wenn er kommt, führen Sie ihn sofort zu mir.“

„Sehr wohl, Herr Brinkmann.“

Der Diener entfernte sich, und Herr Brinkmann vertiefte sich abermals in seine Rechnungen.

Nach einiger Zeit erschien der Diener wieder. „Frau Gräfin von Osterhagen läßt fragen, ob Herr Brinkmann zu sprechen sei.“

Ein ärgerlicher, verdrießlicher Zug machte sich in dem Gesicht Brinkmanns bemerkbar.

„Ich lasse bitten,“ polterte er barsch heraus. Dann schob er den Sessel so, daß er mit dem Rücken gegen das Fenster saß, stemmte beide Ellbogen auf die Lehne des Sessels und erwartete in dieser Stellung seine Bundesgenossin.

Die Gräfin, tief in Schwarz gekleidet, trat ein, schritt hastig auf Herrn Brinkmann zu, blieb dicht vor ihm stehen und sprach mit tragischem Accent: „Mein lieber Herr Brinkmann, vergeihen Sie mir — ich konnte aber nicht anders handeln — es war der ausdrückliche Wille Bothos und Charlottens . . .“

„Ah, Sie sprechen von der Verlobung Ihrer Tochter mit Herrn von Wetterstein! — Na, sehen Sie sich zuerst, — dann wollen wir ein Wörtchen miteinander reden.“

Die Gräfin nahm an der Seite des Diplomaten-schreibtisches Platz.

„Sie zürnen mir, Herr Brinkmann . . .?“

„Nicht im geringsten, Frau Gräfin. Ich an Ihrer Stelle hätte ebenso gehandelt . . .“

„Ah . . .“

„Frau Gräfin, ich glaube, wir sind alle beide sehr thöricht gewesen. Nachdem sich die Herzen unsrer Kinder gefunden, hätten wir uns nicht mehr in ihre Angelegenheiten mischen sollen; vor allem hätten wir ihnen vollständige Freiheit und Selbständigkeit lassen sollen. Ich trage vielleicht den größeren Teil der Schuld, denn ich hing zu sehr an meinem Gelde, ich wollte das Heft in der Hand behalten, deshalb hielt ich diese Papiere fest . . .“

Er schlug mit der flachen Hand auf die Dokumente, die auf dem Diplomaten-schreibtisch lagen.

„Wissen Sie, was für Papiere das sind?“

„Wie sollte ich?“

„Die Hypothekenbriefe und Schuldverschreibungen von Ihrem verstorbenen Gatten und von Ihnen, Frau Gräfin!“

„Ah! — Und was wollen Sie nun beginnen?“

„Sie den rechtmäßigen Eigentümern von Schloß Osterhagen übergeben — Ihrem Sohn Botho und meiner Tochter Charlotte. Frau Gräfin, es sind fast siebenhunderttausend Mark — die Hälfte des Wertes von Osterhagen; die andre Hälfte ist zum Teil mit landschaftlichen Pfandbriefen belastet. Wenn ich diese Hypotheken jetzt löschte, dann ist Schloß Osterhagen so gut wie schuldenfrei . . .“

„Herr Brinkmann, Sie sind ein edler Mensch.“

„Na, ich weiß doch nicht . . . aber lassen wir das. Ich teile Ihnen nur diesen meinen Entschluß mit, damit Sie sehen, daß ich Ihrem Sohn nicht mehr zürne, daß ich entschlossen bin, für sein und meiner Tochter Glück ein übriges zu thun. Wie Sie sich dann mit Botho auseinanderzusetzen wollen, ist Ihre Sache. Sagen Sie . . . wie geht es Botho?“

Die Ärzte haben Hoffnung, daß er in einigen Wochen, bei Eintritt der mildernden Bitterung, nach Schloß Osterhagen zurückkehren kann . . . Er spricht fast täglich von dieser Rückkehr, er hängt mit großer

Liebe an der Heimat seiner Jugend. Ich dachte ebenfalls nach Schloß Osterhagen zu gehen . . .

„Es wird das beste sein, wenn wir die jungen Leute den Frühling und Sommer über ganz sich allein überlassen,“ unterbrach sie Herr Brinkmann streng. „Sie haben auch in Berlin genug mit der Aussteuer der Comtesse Meta zu thun. Uebrigens, Frau Gräfin, stelle ich Ihnen für diese Aussteuer Ihrer Tochter sechzigtausend Mark zur Verfügung . . .“

„Herr Brinkmann . . .!“

„Bitte, bleiben Sie sitzen. Ich knüpfe mehrere Bedingungen an diese meine Beihilfe zur Aussteuer der Comtesse. Erstens wünsche ich nicht, daß Sie irgend jemand Mitteilung davon machen . . .“

„Sie edler Mensch! Ich bin einverstanden . . .“

„Zweitens fordere ich von Ihnen, Frau Gräfin, das Versprechen, nach der Hochzeit der Comtesse, die doch wahrscheinlich sehr bald erfolgt, auf ein Jahr in das Ausland zu reisen, meinestwegen nach der Schweiz oder Italien . . .“

„Aber . . .“

„Dan! Sie nicht in Versuchung geraten, sich auf Schloß Osterhagen einzuquartieren. Also, Sie reisen?“

„Ich reise!“

„Hier ist die Anweisung auf sechzigtausend Mark — bei der Dresdener Bank zu erheben.“

„Wie soll ich Ihnen danken . . .“

„Dadurch, daß Sie niemand von unsrer Unterredung etwas mitteilen und — mich jetzt allein lassen.“

„Sie sind doch der originellste Kauz, den ich gesehen habe, Brinkmann,“ sagte die Gräfin, ärgerlich lachend und doch im Innern triumphierend, während sie die Anweisung in ihrem Muff verbarg. „Ich werde Ihren Bedingungen pünktlich nachkommen, Sie gestatten mir aber, daß ich bei Ihrer Frau vorspreche . . .“

„Meiner Frau wird es sicherlich eine große Ehre sein,“ entgegnete Brinkmann mit spöttischer Höflichkeit und geleitete die Frau Gräfin zur Thür, wo er sich mit einer ehrerbietigen Verbeugung von ihr verabschiedete.

„Die wären wir glücklich los,“ murmelte er dann, befriedigt vor sich hinlächelnd und sich wieder an seinen Diplomatenstisch setzend.

Der alte Geldschrank schien im höchsten Grade erstaunt den Kopf zu schütteln. Was war nur in August Theodor Brinkmann gefahren, daß er das Geld, das schöne, blanke Geld so leichtfertig fortgab?

Sechzigtausend Mark — für nichts und wieder nichts? Der alte Brinkmann mußte toll geworden sein. Aber das Erstaunen des braven Geldschrankes wuchs noch, als August Theodor junior eintrat und von seinem Vater ziemlich ungnädig begrüßt wurde.

„Du wünschst mich zu sprechen, Papa?“ fragte der junge Brinkmann, sein Monocle in das Auge klemmend.

„Ich wünschte dich schon heute morgen zu sprechen — jetzt ist es fünf Uhr nachmittags, wo hast du gesteckt?“

„Ich bin mit meinem Freunde, dem Grafen Balten, spazieren geritten.“

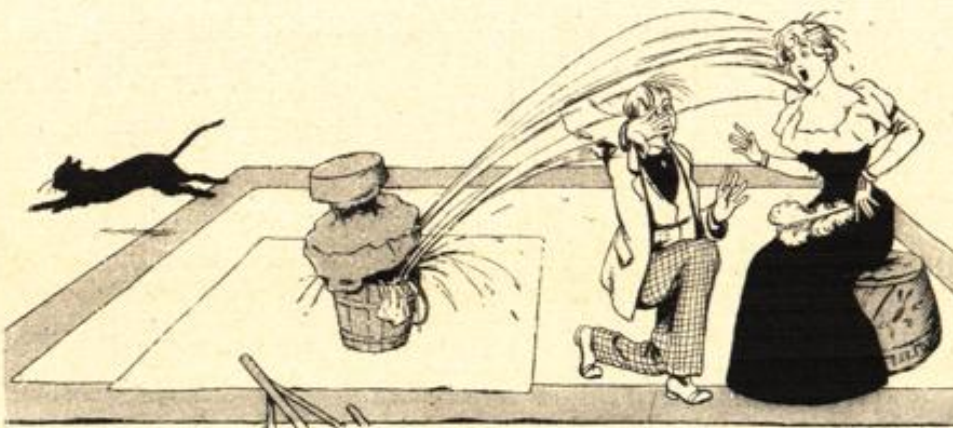
„Du und dein Freund, der Graf Balten, ihr seid zwei Esel . . .“

„Papa . . .?“

Dem jungen Brinkmann entfiel vor Schreck das Monocle. Mit offenem Munde starrte er seinen Vater an.

„Ich habe dir schon gesagt, daß diese Freundschaft aufhören muß. Freundschaft?! Lächerlich! — Glaubst du denn wirklich, daß Graf Balten dein Freund ist? Du brängst dich ihm auf, und er erträgt großmütig deine Zudringlichkeit — das ist alles.“

„Aber Papa, ich versichere dich . . .“



Eine schwarze Tat.

„Still! Jetzt rede ich . . . Ich habe vor einigen Tagen an ein mir befreundetes Bankhaus in Hamburg geschrieben — du wirst morgen deine Sachen packen und übermorgen nach Hamburg reisen, wo du dich in dem Bankhaus J. A. Meyer & Cie. als Volontär meldest. Du hast die Bureaustunden genau einzuhalten, du hast alle Arbeiten zu machen, die man dir aufträgt, du hast den Befehlen deines Chefs pünktlich Folge zu leisten. Salär beziehst du von J. A. Meyer & Cie. nicht, ich stelle dir monatlich 300 Mark zur Verfügung, damit wirst du auskommen. Deine hiesigen Schulden bezahle ich; machst du wieder Schulden, so trete ich nicht für dich ein.“

„Und wenn ich mich weigere, die Stelle bei dem Bankhaus anzunehmen?“ fragte August Theodor trohig.

„Dann magst du sehen, wie du hier deinen Lebensunterhalt verdienst; von mir bekommst du keine Unterstützung mehr.“

„Es ist unerhört!“

„Unerhört, wenn ich von dir fordere, daß du arbeitest? Junge, ich habe vierzig Jahre meines Lebens gearbeitet, geforgt und mich abgemüht! Ich habe mir meinen Reichtum erworben — ich hatte wohl das Recht, auf mein Geld stolz zu sein. Was hast du denn in deinem Leben gethan? — Ge? — das Geld deines Vaters verschwendet! — Das muß aufhören!“

Wenn du ein Jahr bei Meyer & Cie. gearbeitet hast, werde ich dir eine Stellung in London verschaffen. Dann magst du dich einige Zeit in Amerika umsehen, und wenn du ein anderer Mensch geworden bist, wenn du arbeiten gelernt hast, dann magst du wieder nach Berlin zurückkehren; ich werde dafür sorgen, daß du als Compagnon in ein solides Bankgeschäft eintreten kannst. So — ich habe gesprochen! Nun überlege dir meine Worte und gib mir morgen Antwort.“

„Wirf mir wenigstens fünfhundert Mark monatlich aus, Papa,“ bat August Theodor flehentlich.

„Dreihundert — nicht eine Mark mehr. Nach einem Jahre können wir weiter darüber sprechen. Also du reisest übermorgen?“

„Wenn es durchaus sein muß. — Aber meine hiesigen Angelegenheiten . . .“

„Ich werde sie in Ordnung bringen.“

„Meine Pferde — mein Wagen . . .“

„Ich werde schon Käufer finden.“

„Papa, du bist grausam!“

„Adieu, mein Junge. Der Schnellzug nach Hamburg geht schon acht Uhr zwanzig Minuten morgens . . . richte dich danach ein. Ich habe noch mehr Geschäfte.“

Und in der That — in diesem Augenblick steckte Herr Kronheim den schwarzglänzigen Kopf schlaulächelnd durch die Thür.

„Komm' ich recht, Herr Brinkmann?“

„Ich habe Sie erwartet — treten Sie ein.“

Der junge Brinkmann senkte sein wohlfrisiertes Haupt, vergaß, das Monocle einzuklemmen, und schlich sich davon wie ein geschlagener Pudel.

„Sehen Sie sich,“ herrschte Brinkmann Herrn Kronheim an, der dem Befehl — denn eine Einladung konnte man es kaum nennen — sofort nachkam, ohne indessen das Lächeln von seinem Gesicht zu verlieren. Brinkmann kramte in seinen Papieren herum.

„Ich höre, daß der Graf, Ihr Herr Schwiegersohn, sich auf dem Wege der Besserung befindet,“ nahm Kronheim höflich das Gespräch auf.

„Das geht Sie nichts an,“ fuhr Brinkmann auf.

„Wieso?“ entgegnete der Banquier lächelnd. „Ich besitze des Grafen Unterschrift, und wenn er stirbt . . .“

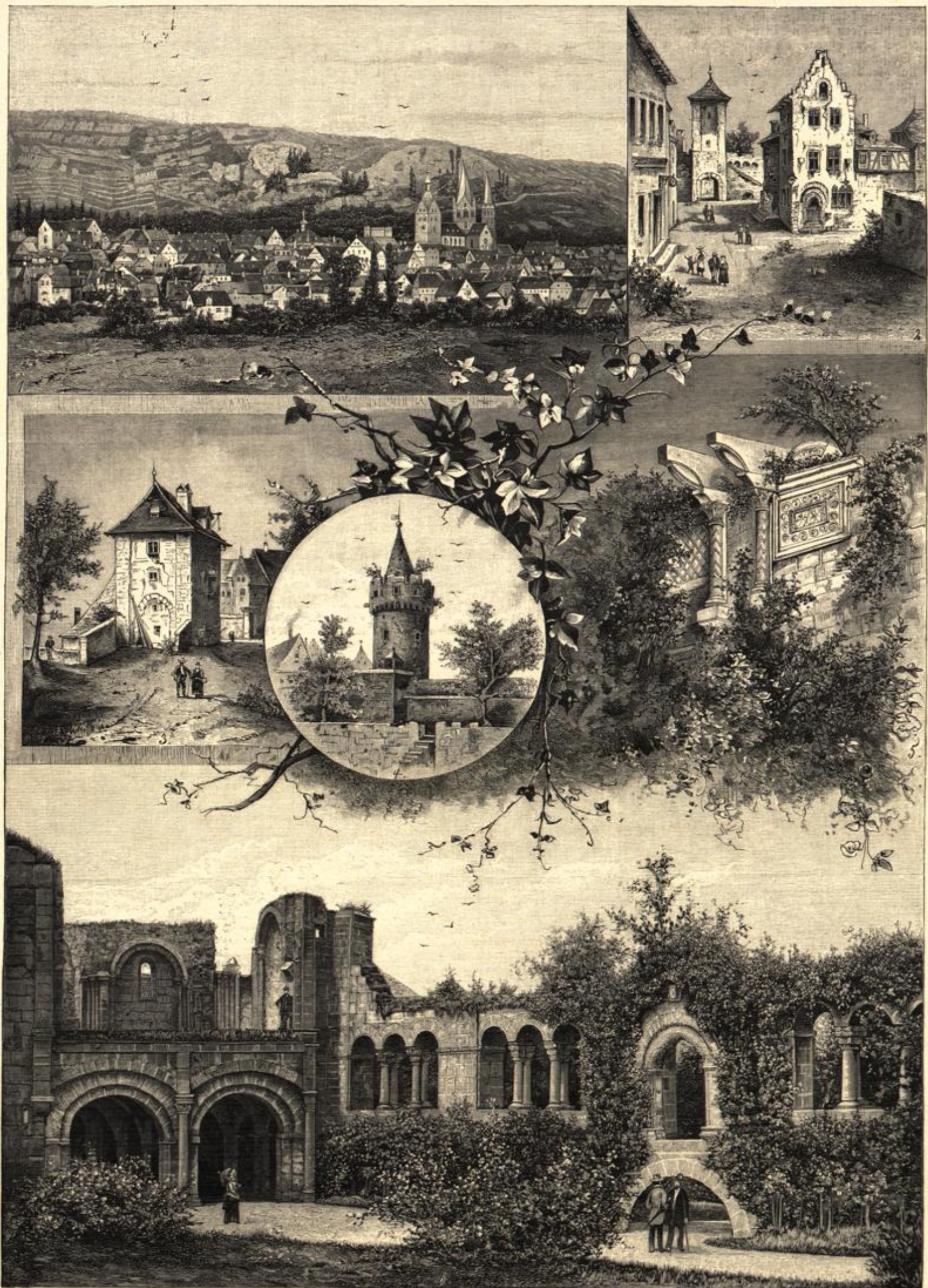
Brinkmann schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Lassen Sie alle Redensarten, Herr!“ rief er. „Wir beide wissen ganz genau, was wir voneinander halten.“

Sie haben mich überlistet, Sie sind der Schlawere gewesen, ich habe leider nicht mit der Gutmütigkeit meiner Tochter gerechnet, die Sie auszunutzen verstanden haben . . .“

Kronheim erhob sich. „Wenn Sie in diesem Tone weiter mit mir sprechen wollen, Herr Brinkmann, dann bedaure ich, keine Zeit für Sie zu haben.“

„Gut, sehe nur einer den empfindlichen Menschen an!“



1. Die Stadt Gelnhausen. — 2. Holzthor und Johanniterhaus. — 3. Am Ostthor. — 4. Der Herzenturm. — 5. Der „Thron Barbarossa“. — 6. In den Ruinen der Kaiserpfalz.

Bilder aus deutschen Landen: Gelnhausen und seine Kaiserpfalz. Originalzeichnung von Paul Clemen.

— Herr Aronheim und empfindlich, wenn es sich um Geldgeschäfte handelt! Das ist neu! —
 „Sie haben keine Ursache, mich zu beleidigen. Ihre Tochter, die Frau Gräfin, ist mir in anderer Weise entgegengetreten; ich habe die höchste Achtung vor der Frau Gräfin.“

„Das glaube ich! — Aber nun zur Sache! Bleiben Sie ruhig sitzen, Aronheim. Wir beide kennen uns. — Also — wieviel wollen Sie für Ihre Forderung an den Grafen Botho haben, wenn ich Ihnen das Geld bar auf den Tisch lege?“

„Wieviel? Sonderbare Frage! 350 000 Mark.“
 „Donnerwetter! Ich frage nicht, über wieviel der Schein lautet, sondern wieviel Sie dafür haben wollen. Glauben Sie, daß ich so dumm wäre, zu glauben, Sie hätten meinem Schwiegersohn die ganze Summe gegeben. Ich biete Ihnen 300 000 Mark...“

„Herr Brinkmann...?“
 „Herr Aronheim? 300 000 Mark in guten preussischen Staatspapieren — genügt Ihnen das nicht?“
 „Wann kann ich das Geld bekommen?“

„Ultimo...“
 „Geben Sie mir Ihre Unterschrift?“
 „Gewiß — hier ist der Schein...“
 „Geben Sie her!“
 „Erst den Wechsel des Grafen!“

Zögernd holte Herr Aronheim das Wertpapier aus der Brusttasche.

„Herr Brinkmann, ich thue's aus Verehrung für Ihre großherzige, edle Tochter, die Frau Gräfin...“
 „Machen Sie keine Redensarten!“

„Ich verliere...“
 „Sie verlieren nichts dabei — im Gegenteil! Halten Sie mich doch nicht für so dumm... her mit dem Wechsel!“

Er entriß Aronheim das Papier.
 „Hier haben Sie mein Accept, zahlbar bei der Dresdener Bank... adieu, Herr Aronheim!“

Der Banquier schmunzelte vergnügt. Ein Sperling in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dache, 300 000 Mark bar besser als 350 000 Mark in einem unsicheren Wechsel — noch dazu, wenn man nur 250 000 Mark auf den Wechsel gegeben hatte.

„Leben Sie wohl, Herr Brinkmann — darf ich um eine Empfehlung an Ihre Tochter, die Frau Gräfin, bitten...“

„Machen Sie, daß Sie fortkommen...“

Herr Aronheim zuckte verächtlich die Achseln, ergriff seinen spiegelblanken Cylinder und verließ das Zimmer. Draußen schlug er sich mit der flachen Hand leicht vor die Stirn, winkte mit dem Kopf nach dem Zimmer des Herrn Brinkmann und flüsterte mit schlaumem Lächeln: „s ist doch ein Dummkopf!“

Der alte Geldschrank im Bureau August Theodor Brinkmanns aber ächzte ganz vernehmlich, als sein Besitzer den Wechsel des Grafen Botho in kleine Stücke zerriß und in den Papiertorb warf. Wenn es auf den alten, ehren- und feuerfesten Geldschrank angekommen wäre, hätte man August Theodor Brinkmann geradeswegs in die Maison de santé nach Schöneberg gebracht und in eine Gummizelle für Töbische gesperrt.

19.

Der alte Inspektor Birnbaum war sehr erstaunt, als er an einem herrlichen Frühlingstage im April ein Telegramm folgenden Inhalts erhielt: „Alles zum festlichen Empfang einrichten. Kehren nächsten Sonnabend nach Osterhagen zurück. Graf Botho Osterhagen.“

Der brave Mann holte sich die Wirtschaftlerin zur weiteren Beratung herbei.

„Können Sie aus dem Telegramm klug werden, Ramsell? Der Graf wünscht einen festlichen Empfang, nachdem er bei seinem Einzuge vor einem Jahre sich jede Feierlichkeit verbeten und vor sechs Monaten plötzlich abreiste, kaum daß er mir Adieu sagte!“

Die Wirtschaftlerin lächelte überlegen.

„So seid ihr Männer,“ meinte sie triumphierend. „Klug wollt ihr sein und glaubt, wir Frauenzimmer hätten nur ein halb so großes Gehirn wie ihr Mannsleute. Aber in unserm kleinen Gehirn steckt mehr Schlaueit wie in eurem Elefantengehirn. Sie haben doch gehört, Herr Inspektor, daß der Graf schwer krank gewesen ist.“

„hm, schwer krank — schwer verwundet auf der Jagd...“

„Auf der Jagd! Ja, ja, auf der Jagd! s ist ja ganz gut, wenn die Leute hier bei dem Glauben bleiben. Aber Sie und ich, wir wissen doch, was es mit dieser Jagd auf sich hat.“

„Ja, was wissen Sie denn?“

„Das Kammermädchen der Frau Gräfin hat mir manches geschrieben... wie sie sich anfangs nicht angesehen haben, wie der Graf seinen Schritt in die Zimmer der Frau Gräfin gesetzt hat, wie es einmal eine große Scene gegeben, und wie der Graf und die Gräfin einen Tag lang im Grunewald herumgeritten

sind, dann am Abend zusammen gespeist haben und... doch Sie brauchen nicht alles zu wissen, Herr Inspektor. Am andern Morgen aber hat man den Grafen schwer verwundet heimgebracht; er hat wochenlang am Tod gelegen, und die Gräfin hat ihn gepflegt Tag und Nacht, daß sie selbst fast darüber krank geworden ist. Und als der Graf wieder aufstehen konnte, da waren der Graf und die Gräfin unzertrennlich, und es ist eine Liebe und Zärtlichkeit gewesen... doch was verstehen Sie alter Hagesolz davon. Kurz und gut, die Gräfin und der Graf sind ein glückliches Ehepaar und wollen das, was sie im vorigen Jahr versäumt haben, nachholen. Verstehen Sie nun, Herr Birnbaum, was das Telegramm besagen will?“

Der alte Inspektor lachte herzlich. „Sie haben eine Art, einem die Dinge auseinanderzusetzen, Ramsell, daß man ein Esel sein müßte, wenn man's nicht versteht. Also, denn nur los — bis Sonnabend sind nur noch drei Tage, da gilt es, fleißig sein, wenn alles hübsch und ordentlich werden soll. Aber seh' ich recht? Kommt da nicht der Herr Pastor?“

In der That schritt der greise Geistliche soeben über den Hof und geradeswegs auf den Inspektor und die Wirtschaftlerin zu.

„Haben Sie schon Nachricht von dem Grafen, Herr Birnbaum?“

„Jawohl, Herr Pastor. Und diesmal wollen wir uns den Einzug nicht wieder verderben lassen.“

Der Pfarrer lächelte. „Rein, das wollen wir sicherlich nicht, alter Freund,“ entgegnete er. „Ich wollte mit Ihnen Rücksprache nehmen, wie wir den Empfang am besten einrichten. Wir müssen etwas ganz Besonderes ersinnen.“

Bei einem guten Trunk aus dem gräßlichen Keller besprachen die beiden Herren die Vorbereitungen. Doktor Bender gefellte sich auch noch hinzu; er hatte im Dorf von der bevorstehenden Ankunft der Herrschaft gehört und fuhr nach dem Schloß, um Näheres zu erkunden. Aber, wenn auch der Wein die Köpfe erhitzte und die Zungen berebt machte, es kam aus den Beratungen der Herren doch nichts weiter heraus als die gewöhnlichen Festlichkeiten bei solchen Empfängen. Die Wirtschaftlerin war insofern sehr unzufrieden. Doch der Pfarrer meinte lächelnd: „Lassen Sie's nur gut sein, Ramsell. Wenn die Herzen nur warm unserm Paare entgegen schlagen, auf ein paar Kränze und Blumensträuße, Vieder und Ansprachen mehr oder weniger kommt es dann nicht an.“

Und die Herzen schlugen den Heimkehrenden voll Freude und Hoffnung entgegen, die Jauchzer der Erwachsenen klangen frisch und kräftig und die Vieder der Kinder innig und warm. Der Ton der Glocken schallte ganz besonders mahnend und feierlich, die Sonne strahlte in herrlichem Glanz von dem wolkenlosen Frühlingshimmel, und die heimkehrenden Schwalben, die das Banner auf der Zinne des Schlosses umkreisten, jubilierten in heller Lust, frohlockend und triumphierend.

Der Wagen, welcher die Heimkehrenden von der Bahnstation abholte, fuhr in langsamem Schritt durch die Dorfstraße. Der Graf sah noch etwas blaß und angegriffen in die Rißen zurückgelehnt da, aber auf seinem bleichen, eingefallenen Antlitz ruhte ein mildes, freundliches Lächeln. Sein linker Arm lag in einer schwarzen Binde, die rechte Hand aber streckte er den Männern entgegen, welche sich herandrängten, ihn zu begrüßen. Die Frauen und Kinder warfen Blumen in den Wagen, welche die Gräfin lachend aufzufangen suchte. Eine wahre Begeisterung für die schöne Gräfin ergriff die Menge. Oftmals mußte der Wagen halten, damit die herbeiströmenden Frauen und Kinder keinen Schaden litten. Alle wollten der Gräfin die Hand küssen, alle von ihr ein freundliches Wort hören, und die Gräfin winkte und nickte und lächelte nach allen Seiten, drückte den Frauen die Hände und küßte die kleinen Buben und Mädchen, welche von ihren Müttern emporgehoben wurden, um die liebe gute Frau Gräfin so recht in der Nähe zu sehen; hatte die Gräfin doch auch während ihrer Abwesenheit von Osterhagen für die Armen und Kranken gesorgt und manche Not gestillt, manchen Schmerz gelindert.

Thränen des Glückes quollen Charlotten über die Wangen, während sie mit den Frauen herzliche Worte wechselte und die sonntäglich geputzten, reingewaschenen Kinderchen küßte!

Wenn der Wagen des Grafen und der Gräfin weiterfuhr, dann stauete sich die Menge um den zweiten Wagen, in dem es noch lauter und fröhlicher zugeht als in dem ersten. Lieutenant von Wetterstein und seine junge Braut, Comtesse Meta, saßen im Fond des Wagens, ihnen gegenüber Graf Bernward und Herr August Theodor Brinkmann. In übermütiger Laune scherzten die beiden Offiziere mit der Menge, während Herr Brinkmann seine farsastischen Bemerkungen über die naive Freude der Leute nicht zu unterdrücken vermochte. Comtesse Meta schalt ihn dann lachend aus, aber der alte Berliner brachte es nicht über das Herz, seinem Spott Zügel anzulegen.

Unter dem Jubel der Menge, unter Viederfingen, Ansprachen, Glockenläuten und Völlertrachen ging die Fahrt nach dem Schloß, das in reichem Blumen- und Farnschmuck prangte. In dem großen, alten Ahnensaal fand ein Festessen statt, an dem alle Würdenträger des Dorfes und des Schlosses teilnahmen, der Doktor Bender und der Herr Pfarrer, der Herr Kantor, der Herr Schulze und der Herr Oberförster, der Inspektor Birnbaum und die jungen Verwalter, der Revierförster und der erste Hofvogt von Osterhagen, ein Greis von fast achtzig Jahren, der schon über fünfzig Jahre in dem Dienst der Grafen von Osterhagen stand. Und während die „Honoratioren“ im Ahnensaal tafelten, war für die andern Leute von Schloß und Dorf Osterhagen eine große Tafel in der festlich geschmückten Scheune gedeckt; abends fand großer Ball in dem Krug an der Landstraße statt, und der Jubel wollte kein Ende nehmen.

Die Gäste des Ahnensaa's begaben sich am Abend ebenfalls nach dem Krug, um mit den Leuten die Festesfreude zu teilen. Nur Botho und Charlotte blieben zurück; der Genesende mußte sich noch große Schonung auferlegen.

Ein milder Frühlingsabend war es. Botho und seine Gattin traten auf die Veranda, Hand in Hand. Der Wind rauschte leise in den Büschen, an dem dunkeln Himmel blühten die Sterne, und aus der Ferne klangen einzelne verlorene Töne des Festes herüber.

Charlotte lehnte das Haupt an des Gatten Schulter, der den Arm um sie schlang.

„Wie schön ist diese Ruhe,“ flüsterte Charlotte. „Laß uns nicht wieder zurückkehren in den Lärm der Welt, Botho, wo wir so elend waren...“

„Und die Welt hat uns doch zusammengeführt, Lotte,“ entgegnete Botho lächelnd.

„Nicht die Welt — sondern unsere Liebe und das Wort der Liebe: Suchet, so werdet ihr finden — klopfet an, so wird euch aufgethan.“

„Ich Thor, daß ich dein freundliches Pochen und Klopfen nicht verstand, erst der zerschmetternde Blickstrahl konnte mich aus meinem ungeligen Wahn erwecken.“

„Laß uns die böse Vergangenheit vergessen, die Gegenwart ist so schön und die Zukunft...“

Sie verbarg ihr Antlitz an seinem Herzen, und ein heißes Erröten überflutete ihre Wangen. Fest preßte Botho sie an die Brust.

Da ward es hell im Schloßhof von hundert und aberhundert Fackeln. Die Männer und Frauen von Schloß und Dorf Osterhagen brachten den Heimkehrenden einen Fackelzug, und brausend erscholl der Ruf: „Graf Botho soll leben und die Gräfin Lotte daneben — hurra! hurra! hurra!“

Giuseppa.

(Zu unserer Kunstbeilage.)

Blumen! Blumen! Wer kauft Blumen?
 Einen Soldo nur der Strauß!
 Lockend ruft's die liebe Kleine
 Täglich in den Straßen aus.

Veilchen sind es, duften lieblich,
 Jedem Knopfloch sind sie Zier,
 Billiger Kauf und gute Ware —
 Gerne glaubt man's, Kleine, dir!

Blumen! Blumen! Wer kauft Blumen?
 Einen Soldo jeder Strauß!
 Bald beschwert von Kupfermünzen,
 Wandeltst du vergnügt nach Haus.

— 6

Bilder aus deutschen Landen.

Eine alte Kaiserburg.

(Bild S. 533.)

Wandert man von Hanau aus aufwärts im bergumrahmten Ringthale, vorbei an den Schlössern von Meerholz und Langenselbold, so winkt nach fünf Stunden Wanderung auf der alten Via regia, die von Frankfurt a. M. nach Fulda führt, uns vom Bergabhang ein einsames Städtchen entgegen — das ist die Krone des Ringthales, Barbarossas Lieblingsaufenthalt, die alte Kaiserstadt Gelnhausen. Durch das düstere Thor, über dem das Wappen der Stadt, der Adler, in Stein gehauen prangt, treten wir ein in die engen, winkligen Gassen. Da stehen die alten Fachwerkhäuser mit den hohen, spitzen Giebeln und den sonderbaren Erkeren; das obere Stockwerk immer das untere überragend und oft gar gefährlich nach vorn sich überneigend. Altentümliche Schilder und Handwerkszeichen hängen an kunstvollen Eisenhaltern und klappern vergnüglich bei jedem Windhauch; an den Thüren sind hübsch verzierte Sitze angebracht, alte Steinbilder hier und da in die Wände eingemauert — man fühlt sich um einige Jahrhunderte zurückversetzt.

Kennt man aber Gelnhausen die Krone des Ringthales, so ist der leuchtendste Edelstein in dieser Krone wieder die Kaiserpfalz. Auf einer Insel der Ring in der unteren Stadt ragen aus dem dunkeln Grün die Trümmer des Palastes hervor. Sein Erbauer war kein anderer als Friedrich I. Am 25. Juli 1170

stellte er seine erste Kunde hier aus, durch welche er den Ort zu einer freien Reichstadt erhob, und von diesem Tag bis zum 1. Mai 1171 weilte Barbarossa ununterbrochen in seinem nunmehr vollendeten Palast. Nachdem er dann im Frühjahr 1180 wieder einige Wochen hier war, bewohnte Friedrich von Mitte Februar bis Mitte Juli 1188 zum drittenmal seine Burg. Von dem Prachtbau, dem eigentlichen Festhaus, ist nur die untere Fensterreihe erhalten; die alten Abbildungen in Försters und Hundeshagens Bilderwerken zeigen noch eine zweite darüber; die aber ist seitdem spurlos verschwunden, und der Zahn der Zeit nagt an den Resten. Der erhaltene Bau zeigt in der Mitte ein mächtiges Kleeblattfenster, von Rundbogen eingeschlossen, und rechts und links je eine Reihe von drei und vier gekuppelten Fenstern, die mit den doppelten Säulen und den köstlichen dreiwandigen Kapitälchen einen prächtigen Eindruck machen.

Die malerische Wirkung des ganz aus rotem Sandstein aufgeführten Baues, dicht mit immergrünem Efeu bewachsen, ist unvergleichlich großartig.

An das Festhaus stößt rechtwinklig die mächtige gewölbte Eingangshalle, ein sechsseitiges Kreuzgewölbe, in der Mitte von zwei starken Säulen mit einfachen Würfelkapitälchen getragen. Ueber der Halle befindet sich die Burgkapelle. Der ganze Palast ist rings von einer hohen, aus Kalksteinquadern aufgeführten Mauer umgeben — in dem Kaiserhofe stehen mächtige Buchen und Linden, aus dem Ritteraal schauen dunkle Tannen, und Harzduft weht herüber. Die hintere Mauer verdeckt Blütensträucher, in denen ein Jubelchor von Sängern mit süß lodender Gewalt seine Lieder erschallen läßt; aus verdämmender Ferne bliden die blauen Berge herüber; in den Zweigen rauscht es und flüstert es von alten, vergessenen Zeiten; die grauen Steinbilder fangen an zu reden — ein Ort, so recht geschaffen zum Träumen.

Wir machen noch einen kurzen Gang um die Stadt, betrachten das alte Kastell, besuchen die romanische Gelatapelle — der Sage nach der älteste Bau der Stadt, ganz unter Bäumen versteckt in den Weinbergen gelegen —, bewundern die dreifachen Mauern mit dem tiefen Graben, das alte Johanniterhaus am Holzthor, einen spätgotischen Profanbau, und kehren dann der Stadt den Rücken. Oben am Waldrand wenden wir uns noch einmal um. Da liegt Gelnhausen in voller Pracht und schimmert im Abendrot zu uns herüber — noch ein letztes Lebenswohl, und das Walddunkel nimmt uns auf. P. G.

Amüsante Wissenschaft.

Wasser durch die Handwärme zum Sieden zu bringen. Es handelt sich hierbei um einen artigen Scherz, der leicht auszuführen ist. Man nehme ein kuhloches Wasserglas, fülle es zu drei Vierteln mit Wasser, decke ein Taschentuch aus starker Leinwand darüber und schlage die Zipfel des letzteren zusammen, aber nicht allzu straff, so daß die Mitte des Tuchs sich nach dem



Wasser durch die Handwärme zum Sieden zu bringen.

Innern des Glases bis auf die Wasseroberfläche senkt. Nun drückt man mit der linken Hand fest auf die Oeffnung des Glases, lehrt dasselbe mit der rechten Hand um und halte es mit dieser in der Schenke. Man nehme ein kuhloches Wasserglas, fülle es zu drei Vierteln mit Wasser, decke ein Taschentuch aus starker Leinwand darüber und schlage die Zipfel des letzteren zusammen, aber nicht allzu straff, so daß die Mitte des Tuchs sich nach dem

Neue Bücher und Schriften.

„Stammbaum des preussischen Könighaus.“ Bearbeitet von M. Grikner, gedruckt und herausgegeben von H. Kuhn. Verlag von Wilhelm Köhler. Minden i. W. 1898. Herr Geheimrat Bibliothekar Grikner ist längst anerkannt als Autorität auf dem Gebiete der Genealogie, Wappen- und Ordenskunde. Der vorliegende Stammbaum reiht sich würdig seinen früheren Werken an. Das Bedürfnis eines derartigen Hilfsmittels war um so dringender, als es bisher an einer zugleich zuverlässigen und vollständigen wie auch billigen Stammtafel der Hohenzollern gebrach. Ein besonderer Vorzug aber ist die kunstreiche Ausstattung, die das Blatt zu einem schönen Schmuck jedes national gekannten Haushalts machen dürfte. Der Preis beträgt 8 Mark, aufgezogen und mit Stäben 15 Mark, die Prachtausgabe kostet 30 Mark. Wir können den Stammbaum nur aus wärmster Empfehlung, ganz besonders auch als Geschenk für Schüler höherer Lehranstalten.

Siegfried Hirsch, „Regententafeln.“ (München, G. Hirths Verlag, A. 270) enthalten die Köpfe der Staatsoberhäupter aller gegenwärtig noch existierenden, sowie der meisten untergegangenen Staaten; außerdem sind bei jedem Lande noch die wichtigsten Jahreshaupten über Entstehung, Untergang und andere staatsgeschichtliche Ereignisse angegeben. Diese in ihrer Art ganz neue Zusammenstellung fällt also eine Kasse, die bisher bestanden hat, aus und bildet ein praktisches Hilfsmittel für alle, die sich mit der Geschichte befassen, besonders auch für Lehrer und Schüler an höheren Schulen. Jedem Zeitungsleser ferner und jedem Gebildeten überhaupt wird dieses neue, praktische Nachschlagewerk von Nutzen und deshalb willkommen sein.

Humoristische Blätter.

Der neue Titel. Frau Staatsanwältin zum Hausmädchen: „Vina, von heute ab haben Sie meinen Mann mit „Herr Staatsanwaltschaftsfräulein“ anzureden!“ — Vina: „Ne, Madame, denn ich“ — id lieber — id habe mir noch nicht mal an den Wort „Anthraxit“ von wegen den neuen Ofen gewöhnen können, und na wieder so wat Schweres. Der seht aber meinen Kaptus.“

Die „Kufstischen.“ Lieutenant in einem Konzert: „Ich kann das nicht genau unterscheiden; ist das Allegro oder Allegretto?“ — Dame: „Ich kann leider auch nicht so weit sehen.“

Namentlich die schlechte! Ein Vater teilt seinem Sohne, der einen Beruf zu wählen im Begriff steht, die folgende weise Lehre: „Ueberlege es dir reiflich, mein teurer Sohn. Niemals wird dir die Literatur, werden dir selbst die guten Romane so viel Geld einbringen wie die Baumwolle, selbst die schlechte Baumwolle — namentlich die schlechte Baumwolle!“

Salzenhumor. Erster Einbrecher: „Und wie geht's dem Ede?“ — Zweiter Einbrecher: „Nicht gut — er ist augenblicklich aus Zimmer geflohen!“

Beruhigen Sie sich, mein Sohn. ... In Gottes Namen, ich gebe Ihnen meine Tochter. Morgen haben wir Verlobung.“ — „Tausend Dank, lieber Papa! Ich werde bemüht sein, meine süße Emma glücklich zu machen. Hoffentlich dringt sie nicht auf einen zu langen Brautstand.“ — „Beruhigen Sie sich, mein Sohn. Meine Tochter war bis jetzt noch niemals lang Braut.“

Der kleine Mediziner. Vater: „Wohi Teufel — was hast du denn mit der Pfeife gemacht?“ — Freizhien: „Du jagst's doch, sie wäre verstopft, und da habe ich eine Schweizerpille hineingetan!“

Gi, ei! Junge Braut (welche von ihrem Verlobten den ersten Kuß erhält): „Doch dies dein erster Kuß gewesen, lieber Kudi, glaube ich dir nicht; denn er zeigt bereits eine gewisse Routine.“ — Brautigam: „So, woher weißt du denn das?“

Allerlei Kurzweil.

Worträtsel.

Mein Wort mit e, geschrieben klein,
Zeigt an, wie du sollst immer sein,
Was du sollst immer üben
Getreu, in Gaf und Lieben.

Ist so dein Sinn und Handeln nicht,
Ist Nichtschon nicht es deiner Pflicht,
Dann klopf mit d das Worte
Dir sicher an die Pforte.

Das Wort mit o, geschrieben groß,
Zu manchem Unheil gab's den Stoß.
Du kannst's, wie Rauch auf Gassen,
Schlimm spüren, doch nicht fassen.

Weißt ist's ein Kind der Phantasie,
Doch manchmal führt, wenn mit i,
Zu wirtlicher Bedrängnis
Das Wort — selbst ins Gefängnis.

Rösselsprung-Königszug.

de.	schon	mut	los	got	wird	golt	er	je	ta.
	Rehn	gott	ihn	hand	und	an	schon	ste	
	roen	ver	gaf	der	rei	der	lei	Rehn	
	auf	lein	je	warf	wenn	sein	ge	men	
	liab	fuie	die	thun	der	ste	den	an	
	wie	rin	nie	e	zu	stall	in	sicht	
	ge	die	vfe	jes	herz	mut	ge	ge	
	und	und	fol	sein	kam	und	und	de	
nicht									nri.

Ergänzungsrätsel.

Mit über — thu's, Mit ein — erfreut's,
Mit unter — nicht, Mit nieder — nicht,
Mit ent — thu's auch, Mit be — sei's fests,
Mit jet — thu's nicht; Mit der — sei's nicht!

Frühlingsrätsel.



Wörterumwandlungsrätsel.

Rain Mann Sahne Emil Welt
Abel Frau Rosa Mond
Wisch

Aus jedem der obestehenden fünf Wörter ist durch die angeordnete drei- beziehungsweise viermalige Verwandelung je zweier Buchstaben das darunterstehende Wort zu bilden.

„Eingefandt“-Liederanfangsrätsel.

Sahen einst im „Gain der Ziegen“
Drei der Burche mit Vergnügen,
Sangen weithin in die Lande:

Kam ein Brandfuchs hergegangen,
In der Rehle Durchverlangen,
Sprach: Ihr Herrn, heut nicht' ich's wagen:

Kneipwirt, her noch einen Becher!
Kief der älteste der Feder —
Terne schwuren sie beim Trauben

„Die 3 von Jena.“

Buchstabenrätsel.

6	Bokal
3 4	Nahrungsmittel
8 6 4	Fisch
5 4 3 1 . . .	Gerät
2 6 7 8 3 . .	leidenschaftliches Gefühl
1 6 2 5 7 8 .	Fisch
5 7 8 6 1 3 2	Instrument
1 2 3 4 5 6 7 8	Stadt
1 2 3 5 7 4 6	Stadt
5 7 8 2 3 4 .	Gefäßhülle
6 5 7 8 3 . .	Ueberbleibsel
4 5 6 2 . . .	Fisch
3 4 5	Gebundenes
3 5	Note
8	Konsonant.

Auflösungen der Rätsel Seite 511.

Des Worträtsels: Tiele — Stiefel.
Des Bilderrätsels: Nur der ist ein Herrscher, der über seine Zeit allein gebieten kann.

Des Silberrätsels: Leidenbitter.
Des Verbindungsrätsels: Kirchhof, Nequator, Kakte, Levi, Marius, Armagnac, Reichenbach, Almenau, Adelaide, Bagant, Erdmann, Ruono, Wasserweid, Giesche, Branger, Grato, Rosmarin.

Des Buchstabenrätsels: Freisandtschreiben.
Des Wachs's selbst-Rätsels: Wden, Alge, Dage, Dose, Egon, Gans, Gant, Gard, Gels, Gent, Glas, Gold, Gofe, Grad, Grad, Lade, Lage, Land, Last, Leon, Kafe, Rest, Rota, Rote, Olga, Rang, Rast, Rosa, Rofe, Rost, Sago, Sand, Sang, Soda, Sold, Solc, Talg, Tand, Tang, Toga, Tlad, Th, Haug, Gmünd.

Schachbriefwechsel.

F. Sch. in Döberan. Das Versprechen haben wir gern entgegen-
genommen, werden aber leider noch nicht viel davon. Nr. 6 wollen Sie mit
1. 2. G 8 X E 8 lösen und begnügen Sie mit einem einzigen Gegenzuge,
E. D 7 X C 5 (Sie hätten auch sagen können: E. D 7 beliebig), worauf
allerdings Matt durch 2. E. G 4 — F 6 folgt. Wie aber, wenn Schwarz
den andern Springer oder den Läufer zieht? Darüber müßte man doch auch
Austausch haben!

H. G. in Erlangen. Die Umwandlung des Bauern auf der achten
Reihe erfolgt sofort und ohne Rücksicht auf die vorhandenen Figuren. Man
kann also 2. Tomen, 3. Lärme und mehr haben.

G. M. in Ung.-Gradiß. Der Wert der Nr. 6 liegt in der Haupt-
wendung: Matt auf E 5, obgleich dieses Feld scheinbar dreifach geschützt ist.
Alle übrigen Wendungen sind, wenigstens zum Teil ebenfalls recht interessant,
mehr oder minder nebensächlich; wenn in einer derselben ein double-coop
vorhanden ist, so ist das dem Wert der Aufgabe keinen besonderen Abbruch.
H. G. in Heilbronn. Sie werden sich doch bemühen müssen, erst noch
etwas tiefer in das Schachspiel einzudringen. Etudieren Sie einstweilen die
Aufgaben an der Hand der mitgeteilten Lösungen.

D. H. in München (Rein). 1. E. G 4 — E 3 ist die Aufgabe
Nr. 6 nicht, und zwar schreitet dieser Versuch lediglich an der Entgegnung
E. F 7 — D 6. (Nach 1. E. G 4 — E 3 2. F 4 X E 3 erfolgt das Matt
überhaupt nicht, wie Sie annehmen, durch 2. 2. G 8 — G 4 [wegen 2. E 3
— F 4], wohl aber durch 2. D 2 — D 3.)

Wichtige Lösungen fanden ein: Zu Nr. 4 D. B. in Langenwedel. —
Zu Nr. 6 Karl Hoffe in Bern, Paul Hölting in Wittweide, Otto Kallmeyer
in Töben, Emil Rankheit in Jaderburg, Emil Renjes in Ung.-Gradiß,
H. Erdmann in Erlangen, J. Harder in Grödenstadt, G. Trutich in Reu-
badt, G. Angler in Reutmannsdorf, Hans Tursch in Hamburg, J. Schür
in Bern.

Was giebt es Neues?

Militär.

Die zum Andenken an Kaiser Wilhelm I. gestiftete Medaille soll nach Zustimmung des Kaisers allen rechtmäßigen Inhabern der preussischen Kriegsdienstmedaille für 1864, des preussischen Erinnerungskreuzes für 1866 oder der Kriegsdienstmedaille von 1870/71 ohne Rücksicht auf ihr Kombattanten- oder Nichtkombattantenverhältnis verliehen werden. Ausgeschlossen von der Verleihung sollen bleiben diejenigen, welche a) sich nicht im Vollbesitz der bürgerlichen Ehrenrechte befinden, b) wegen einer mit Ehrenstrafen bedrohten strafbaren Handlung mit Freiheitsstrafe oder wegen Verbrechen beziehungsweise Vergehen mit mehr als sechs Wochen Gefängnis bestraft sind, c) mit Freiheitsstrafe bestraft worden sind, insofern sie durch die der Verleihung zu Grunde liegende Handlung eine unehrenhafte Gesinnung betätigt haben. Alle diejenigen Personen aus den Feldzügen von 1864, 1866 und 1870/71, ohne Unterschied der Staatsangehörigkeit und des Geschlechts, welche unter den vorstehend mitgeteilten Voraussetzungen einen Anspruch auf die Medaille zu haben glauben, haben sich unter Vorlegung der zum Nachweis ihres Anspruchs erforderlichen Beweisstücke bei derjenigen kaiserlichen Behörde, die nach Maßgabe ihres Wohnortes für sie zuständig ist, schriftlich zu melden. In dem Gesuch ist folgendes anzugeben: 1. der Name und sämtliche Vornamen (der Rufname ist zu unterstreichen), 2. Stand, 3. Tag, Monat und Jahr der Geburt, 4. Geburtsort (Kreis, Provinz), 5. gegenwärtiger Wohnort, 6. die Kriegsauszeichnungen, welche der Antragsteller besitzt. Da die Anfertigung der Medaille einen längeren Zeitraum in Anspruch nimmt, wird die Ausbändigung je nach Fertigstellung bewirkt werden. Vor Empfang des Bescheidniss, welches gleichzeitig mit der Medaille verabsolgt werden wird, ist niemand befugt, die — etwa anderweit beschaffte — Medaille anzulegen.

Koloniales.

In Deutsch-Südwestafrika hat sich die Einführung von Kriegs- und Sanitätshunden auf das glänzendste bewährt. Die betreffenden Hunde, zumeist Collies, haben in einer Reihe von Fällen in beiden Richtungen hin die unschätzbaren Dienste geleistet, namentlich im Auffinden von Schwerverwundeten, die ohne Hilfe der Sanitätshunde einem traurigen Schicksal verfallen wären. Demzufolge werden die Hunde hochgehalten, und wehe dem, der es wagen würde, einem derselben auch nur das geringste Leid anzuthun.

Tänder- und Pölkerrunde.

Zu den beliebtesten Neugierungen des deutschen Volkshumors gehören bekanntlich die Spinnnamen, mit denen die Bewohner der meisten Ortschaften von ihren Nachbarn belegt werden. Aus Hohenzollern teilt uns ein Leser folgende Blumenlese derartiger Ueberrufen mit: Die Bewohner der Residenzstadt Sigmaringen sind die „Spillumpensiedler“, weil sie nach Ansicht der Bauern kärglich von den Profanen des fürstlichen Hofes leben. Die Bewohner der zweiten „Hauptstadt“ Hechingen heißen „Messer“, weil sie sehr scharfe Zungen besitzen sollen. Die von Gammertingen führen ob ihrer lauten Sprache den Namen „Bröller“. In Zimmern pflegen die Leute nur verstoßen zwischen den Vorhängen auf die Straße zu sehen; sie sind deshalb die „Spaltkuckucker“. Die Hühninger, die den Mond in einem Schweinefall, in den er hineinschauen wollten, sind die „Mondfänger“, ähnlich wie die von Gruol, die den Mond verrücken wollten, die „Mondstüpfer“. Levertswiller führt den bösen Beinamen „Rehmeder“. Eine eigne Art von Reiter-sport hat den Lippersdorfern den Namen „Kuhstatter“ eingetragen. Als einst ein Torfried unter die Nachbarnorte verschickt werden sollte, kamen die Lippersdorfer und Wundersdorfer zu spät: Erstere hatten ihre Kühe noch nicht gefastet, letztere ihre Milch-juppe noch nicht gegeben. Denen von Bärenthal ruft man zu: „Bärthalser, Haldamähler (von der Halde [Abhang] sich wälzen), Anspießhauer, Ueberhühner (Ueberhühner, Träumer)“. Wie die Ettisweiler die „Schweizer“, so sind die Beringer und Jungnauer die „Oesterreicher“. Die Ablacker, die einst das Fleisch einer närrisch gewordenen Sau aßen, sind „Narren“; selbst das Wasser der Ablack, in die das Tier gesprungen war, macht närrisch. Die Trillinger sind die „Haußhüller“ (Hochhüller), weil sie gescheit sein wollen als andre Sterbliche. Die von Laiz führen den Namen „Waltenstredler“. Sie saßen nämlich einst des Sonntags auf einem Balken und „guckten spazieren“. Einer, der keinen Platz mehr fand, mußte stehen; da zogen die Laizer so lange an dem Balken, bis er sich streckte und auch der Stehende Raum zum Sitzen bekam. Den Weildorfern machte ein Storch, der in ihren Wiesen umherholzte, Kummer, weil er das Gras zertrat. Sie schickten daher sechs Gemeinderäte in die Wiesen, um den Storch zu fangen. Scither heißen sie „Storka“ (Störche).

Verkehr.

Was eine Wohnung kostet. Eine interessante Tabelle veröffentlicht das Organ der Berliner Grundbesitzervereine. Es handelt sich darin um die Mietpreise in den preussischen Städten, in denen eine königliche Eisenbahndirektion ihren Sitz hat. Nicht vertreten sind in der Tabelle die Städte Bromberg, Elberfeld, Essen und Hannover. Nach den Angaben der Tabelle kostet eine herrschaftliche Wohnung von 8—10 Zimmern in Berlin mindestens 3400 und höchstens 8000 Mk. In Frankfurt a. M. ist dieselbe Wohnung für 2500—6000 Mk., in Köln für 1800 bis 5000 Mk., in Halle für 2100—3500 Mk., in Breslau und Danzig bereits für 1600—3500 Mk., in Magdeburg für 1600 bis 3200 Mk. und in Münster in Westfalen für 840—1440 Mk. zu haben. Auch die herrschaftlichen Wohnungen von 6—7 Zimmern haben noch recht nette Preise. Sie kosten in Berlin 2100—5600 Mk., in Frankfurt a. M. 1600—3500, in Köln 1200—3000, in Halle a. S. 1000—2500, in Danzig 1000 bis 2000, dagegen in Erfurt nur 800—1200, und in Münster 735—1260 Mk. Mittlere Wohnungen von 4—5 Zimmern scheinen in Berlin nicht die höchsten Preise zu haben. Es sind für Köln 600—1800, für Danzig 750—1800, für Halle 650 bis 1600, für Berlin 850—1500 und für Frankfurt a. M.

750—1500 Mk. angegeben. Dagegen bleibt bei bürgerlichen Wohnungen von 3—4 Zimmern (525—1200 Mk.) und bei kleinen Wohnungen von zwei Zimmern (315—450 Mk.) und einem Zimmer (180—300 Mk.) Berlin fast überall an erster Stelle. Nur in Königsberg ist für Wohnungen mit zwei Zimmern ein höherer Preis (300—575 Mk.) angegeben, und die kleinsten Wohnungen sind in Köln und Königsberg ebenso teuer wie in Berlin.

Naturwissenschaftliches und Erfindungen.

Ueber die Fruchtbarkeit verschiedener Fische werden in einem amtlichen Berichte über die Hochseefischerei interessante Angaben veröffentlicht. Die größte Zahl von Eiern scheint von allen Fischen der Langfisch oder Leng (*Gadus morhua*) zu besitzen, der in den nördlichen Teilen der Nordsee einen großen Teil des Fischfanges bildet und vielfach als Stodfisch (unter dem Namen Bergerfisch) ausgeführt wird; das Weibchen dieses Fisches erzeugt 20—30 Millionen Eier. Dann kommt der Kabeljau (*Gadus morhua*) mit 2—20 Millionen Eiern; etwa ebensoviel erzeugt der Merlan oder Beisling, und die Steinbutte hat auch noch eine Fruchtbarkeit von 3—6 Millionen Eiern aufzuweisen. Bedeutend dahinter zurück stehen der Hering mit 20—50 000 Eiern und die Heilenshölle mit 30—60 000. Auch die Seesunne ist sehr fruchtbar, die Zahl ihrer Eier ist aber noch nicht genügend festgestellt, und dasselbe gilt für viele andre Arten unserer bekannten Seefische.

Nidel und Eisen. Eine für die Industrie recht wichtige Entdeckung hat Professor Förster in Dresden gemacht. Nidel konnte man bis jetzt auf Eisen und andern Körpern elektrolytisch nur in Schichten niederzuschlagen, deren Dicke einige Bruchteile eines Millimeters nicht überstieg. Versuchte man dickere Schichten zu erzeugen, so begannen diese in Form dünner Plättchen sich von dem zu vernickelnden Körper wieder abzulösen. Die Folge war, daß die dünne Nidelschicht auf Gegenständen, die häufig gereinigt werden müssen, zum Beispiel den Speichen eines Zweirades, Säbelscheiden und dergleichen, bald durchgerieben war, und der betreffende Gegenstand von neuem vernickelt werden mußte. Professor Förster hat nun gefunden, daß man bei Verwendung eines auf 50 bis 60 Grad Celsius erwärmten Nidelbades beliebig starke Schichten von zähem, glänzendem und polierfähigem Nidel herstellen kann.

Heilwissenschaft. Gesundheitspflege.

Anzeige-Erleichterung bei ansteckenden Krankheiten. Um den Ärzten die Erfüllung der Anzeigepflicht bei ansteckenden Krankheiten zu erleichtern, stellt die Stadt Köln seit einiger Zeit den sämtlichen Ärzten der Stadt in Blocks zusammengestellte Postkarten zu. Die Adresse ist auf der Vorderseite vordruckt, ebenso auf der Rückseite das Formular für die Anzeige selbst, und der Arzt hat nichts weiter zu thun, als das letztere, welches absichtlich ganz einfach gehalten ist und nur die durchaus notwendigen Angaben verlangt, auszufüllen, die Postkarte von dem bequem in der Tasche zu tragenden Block abzureißen und unfrankiert in einen der vielen Briefkästen der Privatpost einzuwerfen, die das geringe Porto nachträglich von der Stadt bezahlt erhält. Auf einem zu jeder Postkarte gehörigen, bei deren Abreißen im Block verbleibenden Coupon steht zunächst ein Vordruck, in den der Arzt — zu seiner eignen Sicherheit — Inhalt und Zeit der Abmeldung der Anzeige kurz eintragen kann; außerdem aber sind auf dem Coupon sämtliche ansteigepflichtige Krankheiten aufgeführt, wodurch die Ärzte immer von neuem an die ihnen obliegende Verpflichtung zur Anzeige erinnert werden. Alle Postkarten sind fortlaufend numeriert und die jedem Arzt übergebenen Nummern der Behörde bekannt, so daß selbst bei ganz unleserlicher Unterschrift der Name des anzeigenden Arztes sofort festgestellt werden kann.

Durch königlichen Erlaß ist zum Mitglied der Amsterdamer Prüfungskommission für Ärzte Dr. Katharine von Tussenbroek ernannt worden. Sie ist die erste Frau, die in einer solchen Kommission Sitz und Stimme hat.

Warnungstafel.

Folgende Warnung findet sich in der in Johannesburg erscheinenden „Südafrikanischen Zeitung“: Seit einiger Zeit veröffentlicht eine zweifelhafte Persönlichkeit, die sich den Namen Kalt-Reuleaux und zuweilen auch den Dottortitel beilegt, in deutschen Zeitungen Berichte über Transvaal, die in den meisten Fällen mit den Thatfachen in Widerspruch stehen. Die Berichte werden dadurch höchst verdächtig, daß oft Namen von Firmen angegeben sind, die in Wirklichkeit nicht bestehen und höchstens vielleicht ein Postfach haben — was in Transvaal als Adresse genügt, allgemein gebräuchlich ist und geschäftsmäßig ausreicht —, um einlaufende Briefe abzuholen, auf deren Grund dann Geschäftsverbindungen angeknüpft und unvorsichtige Geschäftsleute gründlich hineingelegt werden können. Es handelt sich offenbar um eine Schlitzenheberei, und die vielen in Johannesburg aus Probebefragungen stammenden und in kleineren Geschäften unter dem Preis ausgetretenen Waren, wie Seifen, Parfümerien, Zigarettentaschen, Holz- und Reichehaumpfeifen und dergleichen, legen die Vermutung nahe, daß der Fischzug in manchen Fällen schon geglückt ist. Vorsichtige Kaufleute haben ihre Briefe an das hiesige kaiserliche deutsche Konsulat zur Abholung und Weiterbeförderung eingelebt, und Herrn Reuleaux oder Dr. Reuleaux erwartet dort schon ein ganzer Stoß von Briefen deutscher Fabrikanten und Exporteure. Ein Herr des Namens Kalt-Reuleaux ist außerdem dem kaiserlichen Konsulat unbekannt. Deutsche Fabrikanten und Exporteure werden daher eindringlich gewarnt, den Berichten dieses Trägers eines erborgten Namens von gutem Klang Glauben zu schenken und sich mit ihm oder den von ihm genannten Firmen in Verbindung zu setzen, mit den letzteren wenigstens erst nach Feststellung, daß sie wirklich existieren.

Entscheidungen.

Ueber die Benutzung der Melde-Kemter durch das Publikum wird aus Wittlich gemeldet: Einen für die Handelswelt wichtigen Fall brachte nach der „D. R. Z.“ ein dortiger Kaufmann zum

Austrag. Ein Firmeninhaber wandte sich an die Polizeiverwaltung Wickenburgen und fragte, wohin einer seiner Kunden gezogen sei. Der Bürgermeister lehnte die Beantwortung ab, mit der Motivierung, daß er gesetzlich hierzu nicht verpflichtet sei. Der Fragesteller gab sich damit aber nicht zufrieden, sondern wandte sich an den Landrat, der das Gesuch aber ebenfalls kurzer Hand abwies. Jetzt wurde von dem Kaufmann der Regierungspräsident in Koblenz angerufen. In der Beschwerde wurde ausgeführt, daß es gewiß nicht im Sinne der Regierung liege, wenn derartige kleine Gefälligkeiten von den unteren Behörden dem Publikum verweigert würden. Der Erfolg war die wiederholte Zurückweisung. Jetzt ging der Kaufmann an den Oberpräsidenten der Rheinprovinz und führte aus, es sei wenig einleuchtend, daß eine Einrichtung wie das Melde-Amt, das doch durch die steuerzahlenden Bürger erhalten würde, diesen nicht zugänglich sein sollte, da es vorkomme, daß ein Schuldner einfach von seinem Wohnort nach einem andern verziehe und sich so glattweg seinen Verpflichtungen entzöge. Der Gläubiger könnte oft nur durch das Melde-Amt erfahren, wohin sich sein Schuldner gemannt habe. Auf die Beschwerde ist folgende Antwort des erwähnten Bürgermeisters eingetroffen: Nachdem der Herr Regierungspräsident zu Koblenz infolge Ihrer an den Herrn Oberpräsidenten der Rheinprovinz gerichteten Beschwerde vom 30. d. M. es für angebracht bezeichnet hat, Ihnen in Bezug auf den qu. gewünschte Auskunft zu erteilen, wird Ihnen nunmehr mitgeteilt, daß der Genannte sich nach . . . polizeilich abgemeldet hat.

Anglücksfälle.

Auf eine sehr ungewöhnliche Weise verunglückte der Maler L. in Pasing bei München. Er stieg aus Nußkissen auf ein Fensterbrett, von dem aus er die Drähte einer elektrischen Leitung fassen konnte, um sich elektrisieren zu lassen. Er konnte aber nicht mehr von den Drähten loskommen und hing fast drei Minuten in der Luft, bis ihm Hilfe wurde. L. liegt in schrecklichen Konvulsionen im Krankenhaus von Pasing; an seinem Aufkommen wird gezweifelt.

Sport.

Das Radfahren im Großherzogtum Hessen. Am 1. Mai tritt für das ganze Großherzogtum Hessen eine Radfahrordnung in Kraft, die unter anderm bestimmt: Von den bedürftlichen Vorschriften (wie Nummer) sind ausgenommen: 1. Militärpersonen in Uniform und öffentliche Beamte oder Bedienstete in Dienstkleidung oder mit Dienstabzeichen, sofern die von ihnen benutzten Fahrräder als lediglich zu dienstlichen Zwecken bestimmt von den vorgeordneten Kommando- beziehungsweise Dienstbehörden deutlich erkennbar gemacht sind. 2. Radfahrer, welche außerhalb des Großherzogtums Hessen ihren Wohnsitz haben und eine von einer nicht-hessischen zuständigen Behörde ausgestellte Radfahrkarte besitzen. 3. Radfahrer, welche nach den Bestimmungen ihres ständigen Wohn- und Aufenthaltsortes zur Führung einer Radfahrkarte und Nummerplatte nicht verpflichtet sind, sofern sie nicht länger als eine Woche im Großherzogtum Hessen sich aufhalten. 4. Kinder, welche Fahrräder benutzen, die lediglich als Spielzeuge zu betrachten sind. — Innerhalb der Ortschaften darf der Radfahrer nur mit der Geschwindigkeit eines in mittlerem Tempo trabenden Pferdes fahren.

Gemeinnütziges.

Die Blumenpflege ist einer der liebendwürdigsten Zweige gemeinnütziger Tätigkeit. Für das eintönige, freudearme Leben der Großstadtbewohner ist jeder Sonnenstrahl von Bedeutung. Deshalb dürfte es auch nicht abzuweisen sein, wenn die Stadtbehörde selbst die Angelegenheit in die Hand nimmt. In Liverpool hat die Gemeinde neuerdings verfußweise 500 Blumenkästen für den Fenster schmuck anfertigen, mit Gartenerde und geeigneten Pflanzen (Geranien, Lobelien, Tausendfüßchen und so weiter) ausstatten und den Bewohnern der betreffenden Viertel unter der Bedingung leihweise anbieten lassen, daß sie die Kästen im Hause halten und die Blumen ordentlich pflegen. Das Angebot wurde ausnahmslos gern angenommen; die Nachfrage war so dringend, daß bald darauf eine zweite Portion Kästen angefertigt werden mußte. Die Kästen sind 2 1/2 bis 3 Fuß lang, grün angestrichen und an der Frontseite mit Rotrinde ausgelegt. Sie sind ferner mit den geeigneten Vorrichtungen für ihre Befestigung an den Fenstersimsen versehen.

Die Krankenpflege von unbemittelten Stadtkindern. Im „Berliner Lokalanzeiger“ wird auf ein Gebiet der Gemeinnützigkeit hingewiesen, das vielerorts noch nicht ausreichend oder auch noch gar nicht in Angriff genommen sein dürfte. Es handelt sich um die Hunderte von Kindern unbemittelter Eltern in der Großstadt, die lediglich dadurch zu Grunde gehen, daß es ihnen im Falle der Erkrankung oder Konvalaleszenz an der nötigen Pflege mangelt. Es giebt zwar eine ganze Anzahl billiger und guter Kinderernährungsmittel, doch erfüllen sie den Zweck nur bei gefunden Kindern und reichen bei Kranken mit ihrem Nährwert bei weitem nicht aus. Gute Milch, Eiweiß und ähnlich kräftigendes sind nötig, von dem Armen auf eigne Kosten aber selten zu beschaffen. In Berlin existiert trotz mehr als 500 Stiftungen keine Einrichtung, welche solchen Kindern und ihren Eltern zu helfen geeignet ist. Es müßte ohne jede selbstthätige Mitwirkung der Armenverwaltung eine weitgreifende Organisation geschaffen werden, durch welche, wenn auch nicht allen kranken Kindern armer Leute, so doch einem großen Teil durch rationelle Pflege, namentlich in der Konvalaleszenz, neue Kräfte zugeführt werden könnten. Hier liegt für Menschenfreunde noch ein weites und dankbares Arbeitsfeld. Kindespflege ist Volkspflege!

Ehrenmeldung.

Der verstorbenen Zigarrenfabrikant Schäfer in Heidenheim hat der Stadt für gemeinnützige Zwecke die Summe von 380 000 Mark vermacht. 200 000 Mark sollen Fabrikarbeiter bei Gründung eines eignen Heims erhalten, 50 000 Mark sind bestimmt als Fonds für ein zu errichtendes Volkshaus.